

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 13, April 2004

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Theo Stammen (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär)
Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Dr. Anke Sczesny
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850
e-mail: sekretariat@iek.uni-augsburg.de

Satz: Martin Heise
e-mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung: Rom, Jesuitenkirche II Gesù. Mittelschiff von Westen (aus: Spiro Kostof, Geschichte der Architektur, Bd. 2, Stuttgart 1993, Abb. 21.1)

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Mitteilungen

Heft Nr. 13, April 2004

Inhalt

■ Editorial	5
■ Aufsätze	
<i>Dietrich Erben</i> Angst und Architektur. Architektur als Medium der Segregation von Gesellschaft in der Frühen Neuzeit	7
<i>Meinrad von Engelberg</i> Gotisch = Katholisch? Zur Interpretation der Stilwahl im Zeitalter der Konfessionalisierung und zur Frage des ‚Mediencharakters‘ von Architektur	26
■ Aktuelle Forschung	
Buchrezensionen	51
Dirk Baecker (Hg.): Kapitalismus als Religion	51
Gerd Dicke/Klaus Grubmüller (Hg.): Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck	53
Håkan Gunneriusson: Det historiska Fältet.	57
Michael Kaiser, Andreas Pečar (Hg.): Der zweite Mann im Staat.	58
Kurt Kluxen: England in Europa.	60
Helmut Neuhaus, Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): Menschen und Strukturen in der Geschichte Alteuropas.	62
Wilhelm Ostwald: Lebenslinien – Eine Selbstbiographie.	63
Michael Pammer: Entwicklung und Ungleichheit.	66
Stefanie Stockhorst: Fürstenpreis und Kunstprogramm	68

■ **Rückblick**

Colloquium Augustanum

Prof. Dr. Christoph Meinel: Naturforschung im städtischen Kontext 70

**Gastwissenschaftliche Vorträge im Rahmen des
Graduiertenkollegs**

Prof. Dr. Andreas Tönnemann: Bibliotheksbauten 70

Prof. Dr. Michael Maurer: Kommunikationskultur des Briefes 71

■ **Graduiertenkolleg Wissensfelder der Neuzeit**

Stipendiatinnen und Stipendiaten 72

Promotions- und Forschungsprojekte 74

Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen
Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts 77

■ **Anschriften der Autorinnen und Autoren** 79

Editorial

Zwei Themen beschäftigen die öffentliche Diskussion über Universitäten derzeit gleichzeitig:

- Einerseits die immer rigider und radikaler werdenden Eingriffe von Staat, Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in das traditionelle Gefüge der Universitäten, ihrer Institutionen, Lehr- und Studienformen sowie ihrer finanziellen Ausstattung und Ressourcen, der Strukturen ihres Lehrkörpers und des Personals.

- Andererseits die Zunahme des Erscheinens von gewichtigen Publikationen zu unterschiedlichen Aspekten der neueren Universitätsgeschichte, wobei bemerkenswert und auffallend ist, dass in der Regel die europäische Dimension die Fragestellung dieser Arbeiten dominiert und bereits in den Titeln ins Auge springt.

Es seien hier nur die aktuellsten und wichtigsten dieser Werke angeführt. So erschien soeben der (bereits seit längerem angekündigte) dritte und vorletzte Band der von *Walter Rüegg* edierten „Geschichte der Universität in Europa“ (München 2004), an dem internationale Autoren mitgearbeitet haben; etwas früher publizierte *Wolfgang E.J. Weber* seine kompakte und kritische „Geschichte der europäischen Universität“ (Stuttgart 2003). Erwähnenswert, weil einschlägig, ist auch noch die posthum erschienene „Geschichte der deutschen Universität“ von *Hartmut Boockmann* mit dem bedenkenswerten Titel „Wissen und Widerstand“ (Berlin 1999).

Aber auch speziellere Arbeiten lassen ein neues und verstärktes Interesse an der Geschichte der Universität erkennen: so die ganz frische Arbeit von *Reinhard Brandt* „Universität zwischen Selbst- und Fremdbestimmung“, die sich hauptsächlich mit Immanuel Kants Spätschrift „Der Streit der Fakultäten“ (1798), in einem Anhang aber auch noch mit Martin Heideggers „Rektorsrede“ (1933) befasst. Bemerkenswert ist noch, dass die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung des politischen Denkens“ ihre Jahrestagung im Kant-Jahr 2004 in Berlin dem Thema „Kant im Streit der Fakultäten“ widmet. Diese Liste ließe sich leicht noch verlängern.

Ist die Koinzidenz dieser beiden Themen Zufall? Auf den ersten Blick mag es wohl so scheinen. Oder besteht ein Zusammenhang zwischen ihnen? Oder besser: Kann man – wenn es sich um ein offensichtlich eher zufälliges Zusammentreffen handelt – gleichwohl einen sachlich begründeten und sinnvollen Zusammenhang herstellen? Sollte man nicht sogar unbedingt versuchen, einen solchen Zusammenhang herzustellen und die sich dadurch bietende Gelegenheit dazu nutzen, durch eine Vergegenwärtigung der heute vielfach so kurzschlüssig und unbedacht

infrage gestellten und beiseite geschobenen traditionellen Grundlagen des europäischen wie des deutschen Universitätswesens gegen die aktuellen Trends kritisch zu argumentieren? Es wird natürlich wenig Hoffnung bestehen, die aktuellen hochschulpolitischen Entscheidungen von Bund und/oder Ländern zu revidieren. Aber es ist schon in anderen, vergleichbaren Problemlagen sinnvoll und nützlich gewesen, auch in schier aussichtsloser Situation Gegenvorstellungen zu artikulieren und dazu auf die traditionellen Grundlagen zu verweisen.

Es stellt sich schließlich in diesem Kontext ferner noch die Frage, welche Konsequenzen aus dieser Situation für die künftige Arbeitsorientierung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte (IEK) zu ziehen sind. Durch seine thematische Schwerpunktbildung, wie sie ja besonders eindrucksvoll im Titel des angeschlossenen Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“ zum Ausdruck kommt, ist eigentlich das Thema Universität als Institution der Wissensproduktion und Wissensvermittlung und auch der geschichtlichen Entfaltung und Differenzierung dieser Institution schon immer integraler Bestandteil der Institutsprogrammatik. Man könnte sich aber vorstellen und auch nachdrücklich wünschen, dass durch das zeitliche Zusammentreffen der oben genannten Themen die Thematik Universität und Universitätsgeschichte im Rahmen der Institutsarbeit – sowohl im Lehrangebot als auch in der Forschung über das einschlägige Buch von Wolfgang E.J. Weber hinaus – einen höheren Stellenwert und eine stärkere Akzentuierung erfährt.

Theo Stammen

Angst und Architektur. Architektur als Medium der Segregation von Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

Dietrich Erben

Die Architekturgeschichte geht von einer Gründungserzählung aus, die euphemistisch ausgefallen ist und als Chronik eines Erfolgsmodells fortgeschrieben wurde. Gott selbst soll sich als Architekt hervorgetan haben und der oberste Baumeister im Kreise seiner Schöpfung gewesen sein. In der Wiener ‚Bible moralisée‘, um 1250 entstanden, ist er als Geometer des Universums dargestellt (Abb. 1). Am Beginn der Neuzeit bestätigt der Florentiner Humanist Pico della Mirandola in seiner Rede ‚De hominis dignitate‘ von 1486 diese Deutung:

Schon hatte Gottvater, der höchste Baumeister, dieses Haus, die Welt, die wir sehen, als erhabensten Tempel seiner Weisheit errichtet. (...) Aber als das Werk vollendet war, wünschte der Meister, es gäbe jemanden, der die Gesetzmäßigkeit eines so großen Werkes genau erwäge, seine Schönheit liebte und seine Größe bewunderte.¹



Abb. 1: Gott als Schöpfer des Universums. Bible moralisée, um 1250. Wien, Österreichische Nationalbibliothek.

¹ Giovanni Pico della Mirandola: De hominis dignitate. Über die Würde des Menschen. Hamburg 1990. S. 4: *Iam summus Pater architectus Deus hanc quam videmus mundanam domum, divinitatis templum augustissimum archanae legibus sapientiae fabrefecerat. (...) Sed, opere consummato, desiderabat artifex esse aliquem qui tanti operis rationem perpenderet, pulchritudinem amaret, magnitudinem admiraretur.* – Der vorliegende Text beruht auf einem Vortrag, der am 10.11.2003 am Institut für Europäische Kulturgeschichte gehalten wurde. Die Anmerkungen beschränken sich auf den Nachweis

Mirandola bezieht also die Kunstfertigkeit des göttlichen Architekten auf den reflektierenden und bewundernden Betrachter des Weltbaus. Wie es den Anschein hat, neigen seither auch die Architekten auf Erden dazu, den Applaus des Publikums in Anspruch zu nehmen. Dem hochrangigen Erfinderpersonal ist als bauliche Konkretisierung der Gründungslegende der Mythos der Urhütte zur Seite gestellt. Auch bei der Urhütte handelt es sich um ein höchst affirmatives Konstrukt. Sie stellt zunächst einmal ein Symbol der Architekturgenese und ein Idealbild gebauter Einfachheit dar. Darüber hinaus ist mit der Urhütte doch stets auch die Behauptung verbunden, Architektur sei etwas Uranfängliches und bereits in ihren ersten Anfängen eine Leistung formal gestalteter Konstruktion. Somit erweist sich die Urhütte auch als ein Symbol für die demiurgische Fähigkeit des Architekten, umbauten Raum zu erschaffen.

All das ist keineswegs totesagte oder auch nur vergessene Überlieferung. Denn es bestätigt sich immer wieder der Verdacht, dass bei aller ironischer Distanzierung und bei aller postmoderner Historisierung das Rollenspiel des Architekten als Nachfahre des göttlichen Geometers und die Berufung auf den Mythos der Urhütte bis heute zum Reservoir des Selbstverständnisses eines Architekten gehören. Es mag ein Blick auf die 1984 eröffnete Neue Staatsgalerie in Stuttgart von James Stirling genügen. In einer als Variation von Schinkels Berliner Altem Museum vorgetragenen Ideenskizze erfindet der Architekt noch einmal mit Gründeremphase die Kreisform und interveniert im Rund mit dirigistischem Gestus. Die Urhütte ist als Empfangssignal postiert und gibt zu verstehen, dass die in der Sammlung präsentierten Kunstwerke gegenüber der Urkonstruktion das Nachsehen haben. Diese Auffassung vom primären Status der Architektur, vom Prius der Baukunst, wurde auch von Oswald Ungers im Frankfurter Architekturmuseum oder noch jüngst von Herzog & De Meuron am Basler Schaulager beglaubigt, wo man von der Urhütte in Empfang genommen wird.

Der Euphemismus der Gründungslegende wird durch Argumentationsstrategien befestigt, die für die Architektur eine ausschließlich produktive gesellschaftliche Funktion behaupten. Exemplarisch zeigt sich diese Tendenz zur Affirmation etwa in der mit aufklärerischer Euphorie um 1790 formulierten Architekturdefinition von Etienne-Louis Boullée. Für ihn erfüllt die Architektur alle entscheidenden Bedürfnisse des sozialen Lebens, die als Zukunftsversprechen für einen idealen Gesellschaftsentwurf völlig instrumentalisiert werden: Denkmäler vermitteln laut Boullée den Ruhm des Staatswesens, Friedhöfe stiften Moral, Kirchenbauten führen den Menschen geradewegs zum Glauben und letztlich stellen alle öffentlichen Bauten ein Bild des Glücks und der Freuden des Lebens

der Quellen. Eine erweiterte Fassung erscheint in: Hephaistos. New Approaches in Classical Archaeology and related Fields. 22. 2004.



Abb. 2: Darstellung der Urhütte, aus: Antonio Filarete, Architekturtraktat, um 1460.

vor Augen². Es ist nicht zu übersehen, dass in einer solchen Definition ein Plädoyer für die Architektur aufgehoben ist, das der Architektur den Sinn von positiver Wertstiftung und Normvermittlung auferlegt. Boullée teilt mit unzähligen anderen Theoretikern die Emphase der Gemeinschaft stiftenden Rolle von Architektur.

Offenbar hat es mit diesem tief eingepprägten, idealistischen Bild von Architektur zu tun, dass dabei die pessimistische Kehrseite weitgehend ausgeblendet wurde. Schon der Urhüttenmythos kann Anlass zu Skepsis und Ernüchterung geben. So sieht zwar Antonio Filarete in seinem um 1460 geschriebenen Architekturtraktat noch in Adam den Erbauer der Urhütte, ihre Errichtung ist aber anschaulich in die Ära nach der Vertreibung aus dem Paradies verlegt (Abb. 2). Architektur ist bei Filarete nach dem Sündenfall aus der Notwendigkeit geboren, ihr primärer Zweck liegt im Schutz vor Regen und Sonne³. Noch nachdrücklicher hatte vorher schon Giovanni Boccaccio die Architektur mit der negativen Dialektik des Zivilisationsbeginns verknüpft. Er stellt fest, dass Adam nur der Erfinder der Sprache, der Begründer der Architektur jedoch Kain, der bekanntlich seinen Bruder er-

² In diesem Sinne die Architekturdefinition bei Etienne-Louis Boulée. *Essai sur l'art*, ed. Jean-Marie Pérouse de Montclos. Paris 1968. S. 32f.: *L'architecture est un art par lequel les besoins les plus importants de la vie sociale sont remplis. Tous les monuments sur la terre propres à l'établissement des hommes sont créés par les moyens dépendant de cet art bienfacteur. Il maîtrise nos sens par toutes les impressions qu'il y communique. Par les monuments utiles, il nous offre l'image du bonheur; par les monuments agréables, il nous présente les jouissances de la vie; il nous enivre de la gloire par les monuments qu'il lui élève; il ramène l'homme à des idées morales par les monuments funéraires et, par ceux qu'il consacre à la piété, il élève notre âme à la contemplation du Créateur.*

³ Filarete: *Trattato di architettura*, ed. Anna Maria Finoli / Liliana Grassi. 2 Bde. Mailand 1972. S. 23-25.

schlagen hat, gewesen sei⁴. Die Ansicht, weder Gott noch der erste Mensch, sondern der erste Mörder des Menschengeschlechts habe die Architektur erfunden, war aber nicht konsensfähig. So blieben es weiterhin Einzelstimmen, die gegen die schöne Gründungserzählung von der Baukunst und gegen die Idealisierung der Architektur als Gemeinschaft stiftende Institution Einspruch erhoben. Radikal unterlaufen wird sie dann etwa in der 1767 erschienenen Gesellschaftstheorie des Abbé François Pluquet. Er begründet, dass die Menschen zum Häuserbau gezwungen seien, weil sie von Natur unbehaust und der Natur – also auch ihresgleichen – schutzlos ausgeliefert seien. Weder von göttlichen Eingabeplänen noch vom menschlichen Genius ist bei ihm die Rede, sondern von Angst. Im Kreislauf von Fressen und Gefressenwerden habe es der Mensch von den schwächsten Tieren abgeschaut, sich in Höhlen zu verbergen, allmählich habe er Hütten errichtet, um seine Angst zu lindern und sich zu schützen⁵.

Damit ist das Thema angeschlagen, und vielleicht deuten die einleitenden Bemerkungen bereits an, dass es im Folgenden weder primär um heutige Architekturwahrnehmung noch um modernes architektonisches Sicherheitsdesign geht. Die Rede ist also weder von Klaustrophobie oder von deren Gegenteil, der Agoraphobie als der Angst vor räumlicher Weite, noch von der Tatsache, dass jedem Bau in Entwurf und materieller Substanz ein Angstszenario regelrecht eingebaut ist. Denn es steht jedem vor Augen, dass ganze Gebäudefluchten von Alarmsignalen skandiert werden, und es steht außer Zweifel, dass beim Einplanen von Fluchtwegen, Notbeleuchtung und Brandabschnitten mit dem Schlimmsten schon gerechnet wurde. Die beängstigende Katastrophe ist immer schon vorschriftsmäßig einkalkuliert.

Vielmehr soll im Folgenden versucht werden, eine historische Konzeption von Angst und Architektur anhand einzelner exponierter Bauaufgaben zu rekonstruieren. Die Behauptung, dass die Nützlichkeit von Architektur mit der Angst in Zusammenhang steht, beruht auf einem im Grunde simplen Dreischritt: Begreift man insbesondere öffentliche Bauaufgaben in ihrer politischen Funktion und ist Angst gleichzeitig ein zentrales Thema der Politik, so rücken unversehens Angst und Architektur in einen Begründungszusammenhang. Architektur diene in ihrem ganz erheblichen Umfang der öffentlichen Bauaufgaben der Bewältigung wie der Erzeugung von Angst im Herrschaftsraum. In der Vormoderne sind von diesem Mechanismus die Eliten wie die Mehrheiten gleichermaßen erfasst – die Obrigkeit sucht ihre eigene Angst zu bewältigen, indem sie bei den Untertanen durch Architektur Angst zu erzeugen sucht. Dem liegt ein Konfliktmodell zugrunde, das

⁴ So Boccaccio: *De genealogia deorum*, vgl. Joachim Gaus: Die Urhütte. Über ein Modell in der Baukunst und ein Motiv in der bildenden Kunst. In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch. 33. 1971. S. 11.

⁵ François-André-Adrien M. l'Abbé Pluquet: *De la Sociabilité*. 2 Bde. Yverdon 1770. Bd. I, S. 14-16.

nachdrücklich von gesellschaftlichen Hierarchien und Differenzen ausgeht und in der Architektur ein Mittel zu deren Errichtung und Erhaltung sieht. Der Blick richtet sich also nicht primär auf die Gemeinschaft stiftende Rolle von Architektur, sondern auf deren Kehrseite, die Bedeutung der Architektur für die Segmentierung von Gesellschaft mittels Ab- und Ausgrenzung – sei es einzelner Gesellschaftsgruppen oder sei es sogar der Mehrheit der Gesellschaft. Während Architektur als umbauter Raum und insbesondere die gestaltete Fassade kommunikative Distanzen reguliert, lassen sich anhand einzelner Bauaufgaben zugleich Kreise gesellschaftlicher Exklusion mit jeweils unterschiedlichen Radien ziehen. In der Konzentration auf die Frühe Neuzeit zeigt sich auch für dieses Problem, dass in den Jahrhunderten nach etwa 1400 bis in die Gegenwart fortwirkende Prozesse oftmals schärfer als in den heutigen Zeiten hervortreten, eben weil sie in dieser Epoche in Gang gesetzt wurden.

1. Die Befestigung von Herrschaft – über Stadtmauern und Fürstenresidenzen

Die zweifache Funktion jeder Stadtmauer ist in den Fresken von Ambrogio Lorenzetti für einen Ratssaal im Palazzo Comunale von Siena markant vor Augen geführt. Der gesamte Freskenzyklus stellt eine weitläufige verbildlichte Regierungslehre dar, deren zentrales Thema die Konstitution und Bewahrung eines höchst labilen, kommunalen Regierungssystems ist. Im Jahr 1340 vollendet,



Abb. 3: Ambrogio Lorenzetti, Fresko des Buon Governo im Palazzo Pubblico von Siena, 1340.

stehen die Malereien zeitlich nicht nur am Ende einer etwa zweihundertjährigen Hochkonjunktur des Mauerbaus, in ihnen wird auch die Fortifikation der Stadt als integraler Bestandteil der Regierungspraxis vorgeführt. In der Darstellung der Auswirkungen des guten Regiments (Abb. 3) schwebt über den Mauern die Personifikation der Rechtssicherheit. Die Benennung der geflügelten, fast nackten Mädchengestalt als *Securitas* ist im Fresko eingetragen. Im Bildgefüge ist sie der Stadtmauer mit dem städtischen Wahrzeichen, der von Rom adoptierten Sieneser Wölfin mit den Zwillingen, zugeordnet. Die zum Betrachter gewandte Personifikation erteilt eine Drohung und gibt zugleich ein Versprechen. Denn während sie in der Linken den Galgen mit einem Gehenkten als Symbol der Hochgerichtsbarkeit präsentiert, garantiert sie den Bewohnern den Erwerb ihres Lebensunterhalts ohne Angst. Ohne Angst – so lässt sich der Inhalt der Schriftrolle paraphrasieren – kann jeder unter der Signoria der Kommune frei seiner Wege gehen und seine Felder bestellen. In der Verschränkung von bildlicher und inschriftlicher Mitteilung erläutert die Figur somit einen Funktionszusammenhang von Befestigungsarchitektur, der zwischen den Polen von Sicherheit und Angst – *securitas* und *paura* – aufgespannt ist. Weit über den faktischen Verteidigungswert hinaus besteht der Symbolcharakter der Stadtmauer darin, dass sie einen Herrschaftsraum abzirkt, innerhalb dessen den Bewohnern eine durch Drohung herbeigeführte Befreiung von der Angst in Aussicht gestellt ist.

Die Ambivalenz von Umfriedung und Abschreckung wird nicht nur durch die Baugestalt einer Stadtmauer signalisiert. Sie war durch die praktische, regelrecht in den Mauern selbst vollzogene Nutzung eine Lebensrealität. Die Nutzung wird beispielhaft von Michel de Montaigne anlässlich seines Besuchs in Augsburg im Jahr 1580 geschildert. Montaigne berichtet von einer ebenso ermüdenden wie einschüchternden Einlassprozedur. Man muss sich den Bericht ausführlicher vergegenwärtigen, um zu verstehen, in welchem Ausmaß die Stadtmauer stets auch als eine Angstbarriere fungierte. Im prinzipiellen Argwohn gegenüber dem Ankömmling kamen zahllose Sicherungsmechanismen zum Einsatz, mit denen buchstäblich jedem Schritt Einhalt geboten werden konnte. Man hört in der Schilderung Montaignes die Ketten rasseln und die Eisentüren ins Schloss schlagen. Der Ankömmling hatte des Nachts vor der eisenbeschlagenen äußeren Tür an einer Glockenkette zu ziehen, die ihn dem Wärter im Turmgelass meldete. Nachdem er seinen Namen und seine Adresse in der Stadt genannt hat, führt ihn die geöffnete und hinter ihm sofort wieder ins Schloss fallende Tür auf die Brücke über den Stadtgraben. Von dort gelangt er in einen ersten Pfortnerraum und er hat nochmals Namen und Adresse zu nennen. Durch einen unsichtbaren Windenmechanismus wird eine Zugbrücke herab gelassen, die der Ankömmling passiert und die hinter ihm mit Getöse wieder hochfährt. *Der Fremde* – so schreibt Montaigne – *findet sich nun in einem Saal und sieht auf dem ganzen Weg niemand, mit dem er sprechen könnte*. In dem Saal harrt er aus, nachdem man ihn erneut einge-

geschlossen hat, bis sich dann eine Eisentür zu einem weiteren Saal öffnet. Erst hier tritt der Ankömmling nun aus der bisherigen Dunkelheit in den Schein einer Fackel. Er hat in eine von der Decke herunter gelassene Eisenschale das Einlassgeld zu entrichten. Der Pförtner windet die Schale hinauf und wenn ihm der Betrag als zu gering erscheint, hält er den Fremden bis zum nächsten Morgen eingeschlossen. Ist er mit der Summe zufrieden, so entlässt er ihn in die Stadt, das letzte Eisentor schließt sich unverzüglich hinter ihm. *Et le voilà dans la ville* – atmet selbst der adelige Tourist Montaigne, dem die städtische Bastion wie vorher einem von der englischen Königin gesandten Festungsingenieur ja nur als architektonisches Renommierstück vorgeführt wurde, am Schluss der Schilderung auf⁶.

Die Vorkehrungen enthüllen ein Klima extremer Unsicherheit und gleichzeitig eine Szenerie exzessiver Bedrohung: Fünf eisenbewehrte Türen, eine Grabenpasserelle und eine Zugbrücke, Kettenzüge, Dunkelheit, Stille und abrupter Lärm, zwei unsichtbare, willkürlich agierende Wärter, Personenkontrollen – und für die Prozedur zu zahlen hat am Ende der Passierende selbst. Es handelt sich um ein System der Angsterzeugung und der Angstbewältigung, das der sozialen Kontrolle und Filterung dient. Einschüchterung sollte den Fremden beim Eintritt in den kommunalen Raum den dort geltenden Regeln unterwerfen und zugleich im Inneren dazu beitragen, die Fiktion einer friedlichen Stadtgemeinschaft aufrecht zu erhalten.

Wendet man den Blick von der Stadtmauer zur Residenzarchitektur, so wird schnell deutlich, dass auch die Fürsten keineswegs aus einem Szenario der Angst entlassen waren. Der Angstkonflikt kam beim Residenzbau vielmehr immer wieder explizit zur Sprache, so wie über ihn auch in der politischen Theorie am ausführlichsten im Zusammenhang mit der Fürstenherrschaft nachgedacht wurde. Leon Battista Alberti, der sich aufgrund seiner persönlichen Erfahrung als Exilant in seinen Schriften als ein äußerst aufmerksamer Protokollant der Angstwahrnehmung erweist, geht in seinem Architekturtraktat aus dem Jahr 1450 von der strikten Unterscheidung zwischen König und Tyrann – *rex* und *tyranno* – aus. Er attestiert dem König einen Rang, in dem er *weise und väterlich über ein williges Volk herrscht und nicht so sehr von seinem Vorteil als vom Heile und Nutzen seiner Bürger geleitet wird*.⁷ Der Tyrann habe seine Herrschaft durch Unterwerfung an sich gerissen und übe sie gegen den Willen der Untertanen aus. Die auf Konsens beruhende Regierung erlaubt es dem König, in der Stadt zu wohnen und seine Herrschaft an den Mauern der Residenzstadt gegen auswärtige Feinde zu

⁶ Michel de Montaigne: *Journal de voyage*, ed. Fausta Garavini. Paris 1983, S. 130-132.

⁷ Zu den folgenden Zitaten und Paraphrasen in Buch V, Kap. 1 Leon Battista Alberti: *Zehn Bücher über die Baukunst*, ed. Max Theuer. Darmstadt 1988, S. 219-22 sowie die kritische lateinisch-italienisch Ausgabe L.B. Alberti: *L'architettura*, ed. Giovanni Orlandi. 2 Bde. Mailand 1966, S. 332-339.

verteidigen. Hingegen hat der Tyrann an mehreren Fronten mit Gegnerschaft zu rechnen:

Der Tyrann aber muß, da ihm die Seinen ebenso Feinde sind wie die Fremden, seinen Staat nach beiden Seiten befestigen, gegen die Fremden und gegen die Seinen, und zwar so befestigen, daß er sich sowohl der Fremden als auch der Seinen gegen die Seinen als Unterstützung zu bedienen vermag.

Alberti antwortet auf diese Herausforderungen mit dem Vorschlag einer Segmentierung der Stadtopographie. Sie kann bereits durch natürliche Gegebenheiten wie durch einen trennenden Fluss oder durch einen hügeligen Geländeverlauf befördert werden, sie kann aber auch durch die Errichtung von Mauern innerhalb der Stadt durchgesetzt werden. Das Kastell bildet am Rande der Stadt, aber noch innerhalb des Mauerrings gelegen und mit eigener Fortifikation ausgestattet, einen separierten Herrschaftsbezirk. Die Baugestalt soll laut Alberti imponieren und zugleich Kontrolle gewährleisten.

Das Kastell in Mailand entspricht geradezu mustergültig diesen Vorgaben. Der Bau illustriert damit auch, dass Alberti mit seinen Überlegungen bereits bestehende Gepflogenheiten des Residenzbaus normativ festschreibt. Die ausgedehnte Vierflügelanlage mit dem stadtseitigen, hoch aufragenden Torturm ist im Westen der Stadt vor der Porta Giovia gelegen. Das heute bestehende Castello Sforzesco wurde ab 1450 an Stelle des Kastells der Visconti errichtet, das während des Zwischenspiels der Ambrosianischen Republik als Symbol der Tyrannei bis auf die Grundmauern zerstört worden war. Der letzte Visconti-Herzog Filippo Maria hatte schon verfügt, dass jeder, der das Kastell betrat, zu durchsuchen sei; Passanten war es verboten, vor den Fenstern stehen zu bleiben. Offensichtlich genügten die Mauern allein nicht, der Angst des Fürsten Einhalt zu gebieten. Bedenkt man, dass sich der Herzog zeitlebens in zahllosen Kriegen als Feldherr hervorgetan hat, so ist kaum persönliche Feigheit zu vermuten. Eher ist von einer herrschaftstypischen Angst auszugehen, bei der die eigene Angstbewältigung als Gegenreaktion stets die Einschüchterung nach außen mit enthält. Nach 1450 hat dann Francesco Sforza mit dem Wiederaufbau des Kastells an das Machtkalkül der Verbarrikadierung des Hofes gegenüber der Stadt und der Drohgebärde gegen die Stadt angeknüpft. Mit dem Wiederaufbau setzte er sich in eklatanter Form über die Vertragsvereinbarungen mit der Bürgerschaft hinweg, mit denen dem Condottiere die Regierung angetragen worden war. Die Wiedererrichtung des Kastells hat der neue Herr aus der Notwendigkeit begründet: Er dekretierte, dass das Kastell seinen persönlichen Schutz und die *securitas* der Stadt garantiere. Von der Kommune hingegen wurde der Neubau unverzüglich als ein Akt der Unterwerfung aufgenommen.

Die Befestigung blieb beim europäischen Residenzbau der Frühen Neuzeit allerdings nur ein Trend; seit der Mitte des 15. Jahrhunderts trat ihm die Tendenz

zur Entfestigung an die Seite. Im Anschluss insbesondere an den Florentiner Palastbau und in der Rezeption Albertis entstanden fürstliche Stadtresidenzen und *ville suburbane*, die auf eine funktionale Fortifikation verzichteten. Bisweilen wurden traditionelle Wehrelemente heraldisch oder dekorativ umgedeutet. Beispielhaft zeigt sich dieser Trend an dem ab 1454 unter Federico da Montefeltro errichteten Palazzo Ducale in Urbino. In dieser Entwicklung spiegelt sich nicht nur der Versuch fürstlicher Dynastien, die kulturelle Herausforderung der patrizischen Kunstpatronage – wie etwa diejenige der Medici – anzunehmen. Sie wurde auch von dem Anspruch getragen, durch eine auf Stadt und Land geöffnete Residenzarchitektur den alten Idealen des gerechten Fürsten und einer auf Herrschaftskonsens beruhenden Regierung Gestalt zu geben. Die pragmatische Kehrseite dieser architektonischen Imagepflege bestand nun allerdings darin, dass es sich bei den Bauherren dieses neuen Residenztypus samt und sonders um Condottieri handelte. Diese Militärunternehmer unterhielten ständig Truppenkontingente, die sie anderen Staaten offerierten, die sie aber auch in ihren eigenen Territorien einsetzen konnten. Herrschaft wurde durch diese neue Verteilung der Machtmittel nicht mehr allein durch Befestigung, sondern durch stehende Heere gesichert. Die entfestigte Fürstenresidenz erscheint im Wortsinne als die Schaufassade einer Herrschaft, die es sich leisten konnte, sich der Angst nicht mehr mit architektonischen Mitteln zu bedienen.

Obwohl sich gerade an diesen Gegebenheiten in der Folgezeit nicht viel änderte, ist es bemerkenswert, dass die Begründungstopik von Angst und Architektur auch im Kontext des Residenzbaus weiterhin überlebte. Sie wird an ganz exponierter Stelle im Zusammenhang mit der Vollendung des Louvre-Palastes in Paris um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch einmal mobilisiert. Auch bei der Residenz der französischen Könige handelte es sich nun nicht mehr um einen Kastellbau, sondern um eine mitten in der Metropole gelegene und seinerzeit bereits entfestigte Schlossanlage. Gerade deshalb wurden bei der Planung für den Hauptfassadentrakt der Residenz die Sicherheit des Hausherrn und der Respekt der Untertanen vor dem Bau regelrecht zu Planungsprämissen erhoben. Im Jahr 1664 hat man Gian Lorenzo Bernini mit einem Entwurf für den Ostflügel der Cour Carrée beauftragt. Bernini konzipierte einen Fassadenkörper, der in weiter Kurvatur von einem ovalen Mittelrisalit zu den Seitenflügeln ausschwingt. Die Öffnung des Baus durch zweigeschossige, von der kolossalen Pilasterordnung eingefasste Arkaden wird nur an den durchfensterten Seitenrisaliten zurückgenommen. Die mit den französischen Lilien besetzte Königskrone auf dem Tambour in der Fassade Mitte bildet das formale wie auch das ikonographische Zentrum der Schaufassade. Mit der Überführung der monarchischen Insignie in eine monumentale Bauform hoffte Bernini die Planungsvorgaben zu erfüllen, die ihm aus Paris aufgetragen waren. Die Direktiven suchten in ihrer Ansprüchlichkeit einen Palastbau als Monument der *gloire* des Königs regelrecht zu erzwingen. Der damalige Finanz-

minister und Oberbauintendant, Jean-Baptiste Colbert, verwarf den Entwurf Berninis allerdings unverzüglich. In einem Memorandum stellt er fest, daß der Bau nicht nur nach seiner *magnificence* und seiner *commodité* zu beurteilen sei, sondern auch nach seiner *seureté*. Der Sicherheitsaspekt wird mit einer deutlichen Anspielung auf die Ereignisse der Fronde begründet, im Zuge derer die Königsfamilie 1648 zur Flucht aus Paris gezwungen gewesen war. Colbert sieht *seureté* allerdings nicht primär in der tatsächlichen Fortifikation des Baus gewährleistet, sondern in der Anwendung einer Einschüchterungsästhetik. Die *qualité* des Palastes könne das Volk zu dem ihm anstehenden Gehorsam veranlassen, es sei laut Colbert deshalb unverzichtbar, *dass die ganze Baugestalt den Untertanen Respekt einpräge und bei den Untertanen einen Eindruck von der Macht des Baus hinterläßt*. Zugleich erläutert Colbert, dass es bereits die Disposition dem Betrachter ermöglichen müsse, den Bau mit einem Blick zu erfassen. Es sei notwendig, dass man sowohl an der Fassade als auch im Inneren einer großen Fürstenresidenz deren gesamte Aufteilung mit einem Blick erkennen könne.⁸ Sicherheit ist bei Colbert im wesentlichen ein Ausdruckswert des Gebäudes, der sich dem Betrachter durch die simultane Überschaubarkeit des Baus mitteilt. Colbert skizziert in seiner Kritik an Bernini die Vorgaben für ein Monument der Autorität des Königs. Dabei bedurfte die Residenz nicht – wie es Bernini vorgeschlagen hatte – des Baudekors einer Insignie, die den monarchischen Status des Bauherrn abbildet. Verlangt wurde eine Architektur, die eine sichtbare Demonstration der Behauptungsfähigkeit königlicher Herrschaft darstellte. Dass dabei einmal mehr das Motiv der Angsterzeugung in Anschlag gebracht wird, verleiht dem Raisonnement Colberts seine aggressive Wendung. Nur am Rande sei noch bemerkt, dass Bernini mit seinen Alternativentwürfen zwar versuchte, den Planvorgaben nachzukommen, seine Pläne aber schließlich verworfen wurden. Mit der realisierten Fassade wurde dann unter veränderten Umständen eine völlig neuartige Lösung des Problems gefunden.

⁸ Die einschlägige Passage aus dem Memorandum Colberts vom September 1664 lautet: *La première observation qui se doit faire est que ce superbe palais doit estre regardé non-seulement pour sa magnificence et pour sa commodité, mais mesme pour sa seureté, estant le principal séjour des rois dans la plus grande et la plus peuplée ville du monde, sujette à diverses révolutions. Il est nécessaire de bien observer que dans les temps fascheux, qui arrivent presque toujours pendant les minorités, non-seulement les rois y puissent estre en seureté, mais mesme que la qualité de leur palais puisse servir à contenir les peuples dans l'obéissance qu'ils leur doivent, sans toutefois qu'il soit nécessaire de construire pour cela une forteresse, mais seulement d'observer que les entrées ne puissent estre facilement abordées et que toute la structure imprime le respect dans l'esprit des peuples et leur laisse quelque impression de sa force.* Jean-Baptiste Colbert: *Lettres, instructions et mémoires de Colbert*, ed. Pierre Clément. 6 in 10 Bden. Paris 1861-1882 (Repr. Nendeln 1979). Bd. V, S. 246.

Vergegenwärtigt man sich nochmals die vorgestellten Bauwerke, so rücken Herrschaftsstrategien ebenso ins Zentrum der Aufmerksamkeit wie ein Begründungszusammenhang, der um die Begriffe von Angst und Sicherheit kreist. Da sich diese Terminologie als bemerkenswert konstant, ja als irritierend monoton darstellt, bedarf sie eines genaueren Kommentars. Angst bildet – dies hat die historische Forschung in den letzten Jahren wieder deutlicher ins Bewußtsein gerückt – einen Grundbegriff im Nachdenken über Politik. Bereits Thukydides sieht im Streben nach Ehre und Besitz sowie in der Angst die drei Triebkräfte des politischen Handelns⁹. Der aus der Zeit der römischen Republik stammende, von Seneca überlieferte Wahlspruch *Oderint dum metuant* war als politische Maxime abrufbar. Aristoteles hatte eine ausgefeilte Angstlehre entwickelt, die im Rahmen der Rhetorik und der Affekttheorie als allgemeines Bildungsgut bis weit in die Neuzeit hinein überliefert wurde. Damit erweist sich auch dieses Thema unversehens als Teil frühneuzeitlicher Antikenrezeption und insbesondere als eine antiquarische Bildungsvoraussetzung für den politischen Vorstellungshorizont der Epoche.

Auf diese Traditionen konnte sich Nicolò Machiavelli in seinem ‚Principe‘ von 1513 berufen. Weitaus deutlicher als vordem hat Machiavelli die Herrschaft des Fürsten in der Relation zu den Untertanen sowie im Verhältnis zu den benachbarten Mächten bestimmt. Sowohl innen- als auch außenpolitisch plädiert er dabei für Angst als Voraussetzung für die Errichtung und Sicherung von Herrschaft. Machiavelli stellt die Frage, ob es besser für den Fürsten sei, geliebt oder gefürchtet zu werden. In seiner nachfolgenden Begründung schließt sich die Begrifflichkeit von Sicherheit und Angst – hier mit den Worten *sicuro* und *temuto* – zusammen:

Die Antwort ist, dass man das eine wie das andere sein sollte. Da man aber schon den Mangel an einem von beiden in Kauf nehmen muss und da es schwer fällt, beides zu vereinigen, ist es viel sicherer wenn der Fürst gefürchtet wird als wenn er geliebt wird. (...) Gleichwohl darf ein Fürst nur so viel Angst verbreiten, dass er, wenn er dadurch schon keine Liebe gewinnt, doch keinen Hass auf sich zieht; denn er kann sehr wohl gefürchtet werden, ohne verhasst zu sein.¹⁰

Auf die Angst der Untertanen und der benachbarten Herrscher hat der Fürst mit dem doppelten Mittel der persönlichen Tapferkeit einerseits und der Garantie

⁹ Referenz ist die berühmte Passage aus dem Peloponnesischen Krieg, I, 75, 3.

¹⁰ Nicolò Machiavelli: *Il Principe*. In: Ders.: *Opere*, ed. Sergio Bertelli. 11 Bde. Verona 1968-1982. Bd. I, S. 1968, Cap. XVII: *Rispondesi che si vorrebbe essere l'uno e l'altro; ma perché egli è difficile accozzarli insieme, è molto più sicuro essere temuto che amato, quando si abbia a mancare dell'uno de' dua. (...) Debbe nondimanco el principe farsi temere in modo che, se non acquista lo amore, che fugga l'odio; perché può molto bene stare insieme essere temuto e non odiato.*

staatlicher Ordnung andererseits zu antworten. Die *fortitudo* des Fürsten und die *securitas* des Staates sind somit als zentrale Kategorien der klassischen Tugend- und Regierungslehre unmittelbar aus dem Angstbegriff entwickelt und mit ihm verknüpft.

Soweit ich sehe, blieb diese von Machiavelli grundgelegte politische Theorie der Angst für die gesamte Frühe Neuzeit verbindlich. Brüchig wurde sie erst im Zuge der Aufklärung gegen Ende des 18. Jahrhunderts. So identifiziert Montesquieu im ‚*Esprit des lois*‘ von 1775 nun das Programm Machiavellis dezidiert mit der Despotie und nicht mehr allgemein mit dem Fürstenstaat. Nur die despotische Regierung bedürfe der Angst, während die Republik auf der Tugend und die Monarchie auf der Ehre beruhe. Die *crainte* gilt Montesquieu als Anfangsgrund und Triebkraft aller Despotie¹¹.

Trotz dieser deutlich ausgesprochenen, theoretisch ausformulierten Angstlehre gilt es allerdings nachdrücklich zu betonen, dass Angst im offiziellen Schlagwort-repertoire der politisch Handelnden bestenfalls sporadisch und an marginaler Stelle erscheint – daran hat sich bis heute im Grunde nichts geändert. Weder konnte es für die Eliten in Frage kommen, ihre eigene Angst zuzugeben, noch war es opportun, Angst als Mittel der Politik offen zu behaupten. Denn kommt es schlicht dem politischen Selbstmord gleich, die eigene Angst einzugestehen, so musste im Hinblick auf die Erzeugung von Angst jede auch nur latente Assoziation an Tyrannei und Diktatur tunlichst vermieden werden. Gerade in seiner Tabuisierung im politischen Diskurs erschließt sich die beträchtliche Reichweite des Problems selbst.

Bleibt man noch für einen Moment bei der Politik, verlagert aber die Perspektive von den einzelnen Akteuren der Herrschaft auf die Masse als anonymes Objekt der Angst, so lässt sich die Spurensuche weiter fortsetzen. Wenn Alberti die Konfrontation des Fürsten mit den Untertanen eröffnet und räumliche Separierungen vorschlägt oder wenn Colbert den *peuple* auf Distanz zum Königspalast gehalten wissen will, so ist damit ein Angstpotential angesprochen, auf das dann mit dem Ausschluss der Masse mittels Architektur reagiert wurde.

2. Der Staat und die Masse – über Gefängnisse

Eines der eindrucksvollsten Beispiele für einen Monumentalbau, der unter der Vorgabe geplant ist, Menschenmassen aufzunehmen und zugleich durch Segregation zu kontrollieren, ist das Kolosseum. Die Arena besitzt ein kalkuliertes System

¹¹ Montesquieu: *De l'esprit des lois*, ed. Robert Derathé. 2 Bde. Paris 1973. Livre III, 9: *Comme il faut de la vertu dans une république, et dans une monarchie, de l'honneur, il faut de la CRAINTE dans un gouvernement despotique*. (Hervorhebung im Original).

von klar voneinander abgeteilten Rängen. Aufwendige Substruktionen, gewölbte Gänge und Treppen dienten dem reibungslosen Zu- und Abfluss der Zuschauermassen und dem Sortieren nach dem gesellschaftlichen Rang. Kaum anders als in den protestantischen Kirchen des 16. Jahrhunderts oder den Opernhäusern des 19. Jahrhunderts konnten sich die Angehörigen der oberen Schichten und das Volk aus dem Weg gehen. Freilich wurde die ganze Logistik des Baus nicht nur zur Verdeutlichung und Einprägung der sozialen Schichtung erfunden. Die kleinteilige Baustruktur mit ihren unzähligen voneinander abgegrenzten Zuschauerzellen und separaten Zugängen ermöglichte auch eine blockweise Zwangsräumung bei Tumulten. Somit ist bereits ein Gründungsbau der Massenveranstaltung auf eine Vermeidungstaktik hin konzipiert, die mit dem Mittel der Segregation der Masse operiert.

Dem Ziel der gesellschaftlichen Disziplinierung diene traditionell eine spezielle Institution, nämlich das Gefängnis. Erst allmählich gewann diese Einrichtung auch eine eigene architektonische Prägung – ein Vorgang, der unmittelbar mit dem Wachstum der Staatsgewalt in der Frühen Neuzeit und mit veränderten Praktiken des

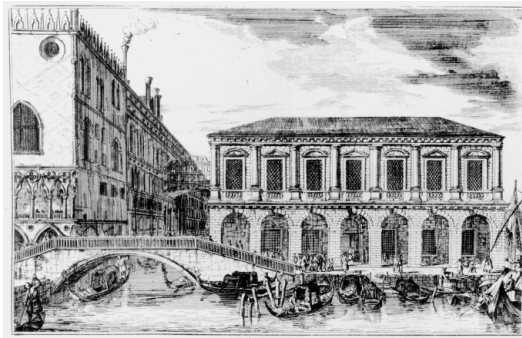


Abb. 4 Luca Carlevarijs, *Palazzo delle Prigioni in Venedig*. Stichansicht 1701.

Strafvollzugs verbunden ist. Zunächst in Kastelle und Rathäuser eingegliedert oder in anderen öffentlichen Bauten in sekundärer Nutzung untergebracht, entwickelte sich das Gefängnis im Lauf des 16. Jahrhunderts zu einer eigenen Bauaufgabe, die seit dem späten 18. Jahrhundert ihre andauernde Konjunktur entfaltete.

Einer der frühesten separat konzipierten Gefängnisbauten ist zugleich einer der bis heute berühmtesten, der durch die Seufzerbrücke mit dem Dogenpalast verbundene Palazzo delle Prigioni in Venedig (Abb. 4). Erste Planungen für den weitläufigen, um einen Innenhof organisierten Komplex mit dem für die Polizeibehörde reservierten Fassadenbau und dem rückwärtigen Zellentrakt wurden 1563 vorgelegt. Die Anlage ist Teil eines höchst anspruchsvollen Bauprogramms für das kommunale Zentrum der Republik an der Piazza San Marco. Das Bauprogramm beruht auf der Idee einer Wiederbelebung des antiken Forumsgedankens. Mit der Errichtung des Gefängnisses wurde nicht nur die repräsentative Stadtfassade zum Meer geschlossen, sondern auch die Forumsidee zu einem Abschluss

geführt. Der mit vollständig rustizierten Fronten und an der Seefassade mit einer dorischen Ordnung gegliederte Gefängnisbau entstand als Pendant zur staatlichen Münze, die rückseitig an die Markusbibliothek angrenzt. Schon Vitruv (V,2) verweist auf die Nachbarschaft von Herrscherpalast, Bibliothek, Münze und Gefängnis als Kennzeichen der Randbebauung antiker Forumsanlagen. Andrea Palladio hat in den ‚Quattro Libri‘ (III,17) von 1570 die Forderungen Vitruvs aufgegriffen. Zur Aktualisierung des Forumsgedankens gehörte in Venedig nicht nur die Ansiedlung zentraler Hoheitsfunktionen um den Zentrumsbereich. Gerade die Einbeziehung des Gefängnisses in dieses Bauprogramm deutet auf einen Disziplinierungswillen, der sich ebenfalls ganz deutlich auf bereits in der Antike formulierte Vorgaben stützt. Eine Schlüsselstelle bildet eine Passage im Geschichtswerk über die Gründung Roms von Livius. Bei Livius heißt es:

Als nach der so ungeheuren Zunahme der Unübersichtlichkeit in dieser gewaltigen Menschenmenge die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht verschwamm und heimliche Verbrechen geschahen, wird mitten in der Stadt am Forum ein Kerker zur Abschreckung gegen die immer mehr zunehmende Dreistigkeit errichtet.¹²

Offensichtlich hat man sich im Kreis der venezianischen Bauherren unmittelbar auf diese Passage bei Livius berufen. Dafür spricht unter anderem auch die Tatsache, dass man den bei Livius genannten Erbauer des römischen Kerkers, Ancus Martius, mit einer Statue auf der Balustrade der Bibliothek von San Marco gewürdigt hat. Mit dem durch die Textüberlieferung vollzogenen und durch die Statue anschaulich gemachten Verweis auf die Motive der Errichtung des Kerkers am römischen Forum war auch für den Gefängnisbau in Venedig die Legitimation formuliert. Die Niederlassung zahlreicher Institutionen an der Piazza San Marco schuf eine städtische Öffentlichkeit, die zugleich beträchtliche Gefahren für die Sicherheit des Staatswesens heraufbeschwor. Dieser Zwiespalt wurde letztlich durch die Forumsidee selbst eröffnet, und man suchte ihm zu entkommen, indem man den Massen, die man auf das Forum rief, das Monument sozialer Ausspernung warnend vor Augen stellte. So stellt sich die Errichtung des Gefängnisses am Hauptplatz der Republik als eine – soziologisch gesprochen – Maßnahme zur Reduktion komplexer sozialer Verhältnisse dar.

Mit dem historischen Wandel haben sich bei späteren Theoretikern des Gefängnisbaus zwar die Akzente verschoben, doch das legitimierende Standardargument aus dem Geist der Abschreckung erweist sich ähnlich wie beim Residenzbau von überraschender Zählebigkeit. Im Hinblick auf die Abschreckungsidee

¹² Livius: Ab urbe condita, I, 33, 8: *Ingenti incremento rebus auctis, cum tanta multitudine hominum, discrimine recte an perperam facti confuso, facinora clandestina fierent, carcer ad terrorem increscentis audaciae media urbe imminens foro aedificatur.*

stieß man allerdings bald auf das Dilemma, wie Wegschließung und Abschreckung miteinander zu vereinbaren und effizient zu bewerkstelligen wären. Der Gefangene kann nur sicher verwahrt werden, wenn er dem Blick der Außenwelt entzogen und das Gefängnis unzugänglich ist. Die Funktionsabläufe bleiben aber dadurch der Außenwelt verborgen und können somit nicht der Abschreckung dienen. Das architektonische Gehäuse selbst muss also die Rolle der Abschreckung übernehmen.

In der englischen Diskussion der Jahrzehnte nach 1750 wurden diese Leitlinien für die Bauaufgabe präzisiert, wobei sich hier zusätzlich die Charakterlehre und die Ästhetik des Sublimen folgenreich auswirkten. Jeremy Bentham, als Theoretiker der Utilitarismus ebenso berühmt wie als Erfinder des Strafanoptikums berüchtigt, stellt in seinen ‚Principles of Penal Law‘ fest:

Wenn auch die Gefangenen nicht zu sehen sind, so ist doch das Gefängnis sichtbar. Die Erscheinung dieser Unterkunft der Reue mag die Vorstellungskraft des Betrachters erschüttern und einen heilsamen Schrecken hervorrufen. Gebäude, die zu diesem Zweck errichtet worden sind, sollten daher den Charakter von Abgeschlossenheit und Zwang haben, der jede Hoffnung auf Flucht zunichte macht, und sagen soll: ‘Das ist der Wohnsitz des Verbrechens.’¹³

An anderer Stelle erklärt Bentham die visuelle Strafandrohung zum Prinzip der Verbrechensprävention schlechthin:

Es ist die tatsächlich vollzogene Bestrafung, die das Böse erzeugt; es ist die vor Augen gestellte Bestrafung, die alles Gute hervorbringt. Es ist vorteilhaft, erstere einzudämmen und letztere zu befördern. Menschlichkeit besteht im bloßen Erscheinenlassen von Grausamkeit. Sprecht zu den Augen, wenn ihr die Herzen bewegen wollt!

Mit einem Seitenhieb begründet der Autor die historische Effizienz seines Arguments aus den liturgischen, mit Bildern operierenden Einschüchterungspraktiken des katholischen Priesters bei der Messe¹⁴.

Die folgenreichste Umsetzung dieser auf die Bildwirkung des Bautypus berechneten Konzeption war sicher das 1769 nach Plänen von George Dance d.J. begonnene, 1902 abgerissene Newgate Prison in London (Abb. 5). Von den Zeitgenossen wurde der Anblick der massigen Fassaden als höchst verdrießlich und melancholisch geschildert. Der drei Innenhöfe umschreibende, breit hingelagerte Baublock war auf eine vollständig rustizierte, sparsam rhythmisierte Eingangsfas-

¹³ Jeremy Bentham: Principles of Penals Law. In: Ders.: Works, ed. John Browning. Bd. I. London 1859 (Repr. Bristol 1995), S. 365-580, Zitat S. 424.

¹⁴ Jeremy Bentham: Principles. S. 549f. Zum Panoptikum ders.: Panopticon; or The Inspection-House (1787) (= Works, Bd. IV).

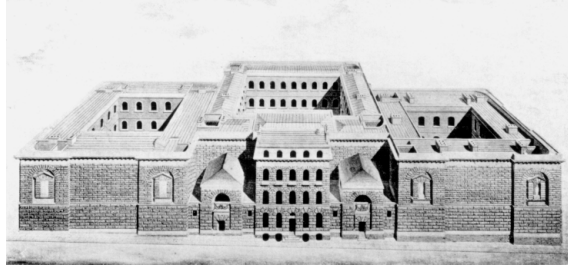


Abb. 5: London, Newgate Prison. Stichansicht um 1790.

sade ausgerichtet. Ein giebelbekröntes Wärterhaus ist von zwei niedrigeren Torhäusern flankiert, die wie aus einem massiven, meterdicken Mauerverband herausgehauen oder wie in ein ausgespartes Bauvolumen

hineinversetzt wirken. Niedrige, gedrungene Türöffnungen sind unter vergitterten Blendsbögen eingepasst und lassen keinen Zweifel daran, dass man in den Bau zwar hinein-, aber nicht wieder herauskommt. Rostige, an den Türstürzen angebrachte Ketten weisen die Gebäudefunktion aus und geben als attributiver Baudekor einen warnenden Hinweis auf die ewige Verdammnis. Das Newgate Prison wurde unverzüglich als Prototyp der Bauaufgabe gefeiert.

Die ästhetische Strategie, der die Bauaufgabe verpflichtet ist, sucht durch eine bildhaft konzipierte Architektursprache Normen zu konservieren und den Respekt vor der Gesellschaftsordnung zu befördern. Adressaten der Bauaufgabe sind dabei keineswegs nur straffällig gewordene und verurteilte Täter, sondern die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit und in ihrem Massencharakter. Kann der Gefängnisbau als deutlichster Ausdruck für die Verstaatlichung des Rechts gelten, so ist damit dem Staat auch das Recht übergeben, den Ausschluss einzelner Gesellschaftsmitglieder anzudrohen und zu vollziehen. Allein schon in der Definitionsmacht des Staates liegt ein Angstpotential, aus dem sich der Gefängnisbau von jeher begründet hat – und an dem er bis heute über den bald einsetzenden therapeutischen Paradigmenwechsel im Strafvollzug hinweg partizipiert.

Folgt man der Idee architektonischer Abgrenzung als Leitperspektive für das Verständnis verschiedener Bauaufgaben, so stellt sich fast zwangsläufig die Frage nach der Trennung zwischen den Lebenden und den Toten. Dabei stößt man auf eine unmittelbar aus der Todesangst geborene und abrupt erfundene Bauaufgabe, das Leichenhaus.

3. Die Lebenden und die Toten – über Leichenhäuser

Die Bauaufgabe des Leichenhauses verdankte ihre Entstehung der schieren Todesangst. Denn nicht – wie man vermuten könnte – der Ritus des gemeinschaftlichen Abschieds von den Toten begründete die Bauaufgabe, sondern die Angst, als Scheintoter lebendig begraben zu werden. Die Phobie vor dem Scheintod

wuchs sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einem gesamteuropäischen Phänomen aus, dessen Gründe bis heute schwer zu benennen sind. Eine generelle Exaltiertheit der phobischen Anwandlungen, die von bedeutenden Vertretern des Sturm und Drang literarisch vermittelt wurde, ist nicht zu übersehen. Vor allem aber wirkte die weiter fortschreitende Tabuisierung des Todes mit einer genaueren medizinischen Kenntnis des Sterbevorgangs zusammen. Mentalitätswandel und hygienische Rationalisierungen führten nicht nur zur obligatorischen ärztlichen Leichenschau und zur Verdrängung der Friedhöfe von den innerstädtischen Kirchhöfen an die Peripherien, sondern auch geradewegs in das Problem des Umgangs mit den Verstorbenen. So erachtete man es als zweckmäßig, die Toten aus Angst vor Infektionen und Seuchen auszusondern und unverzüglich zu begraben, diese Eile steigerte aber nur die Angst, vorzeitig zu Grabe getragen zu werden. Leichenhäuser als zeitweiliger Aufbahrungsort, an dem sich der endgültige Tod oder eben die Rückkehr des Scheintoten zu den Lebenden entscheiden sollte, waren nur ein Weg, aus diesem Dilemma herauszukommen. Es wurden auch sogenannte Alarmgräber mit Luftschacht zum Sarg ersonnen. Ein Tüftler ließ einen sauerstoffversorgten Sarg mit oberirdischer Notflagge patentieren.

Diese Erfindungen rekurrten teilweise auf technische Vorrichtungen, die bereits in den Leichenhäusern zur Anwendung gelangt waren. Jacob Atzel stellte 1796 das Leichenhaus erstmals als Bauaufgabe vor¹⁵. Er ordnet es den *heiligen*

öffentlichen Gebäuden zu. Sein Sinn sei es, das *schreckliche Schicksal, im Grabe zu erwachen*, zu verhüten. Atzel nimmt einerseits die Argumente der Scheintod-Debatte jener Jahre auf. Andererseits leistet er einer beträchtlichen Ästhetisierung des Todes Vorschub, wenn er Tod und Schlaf als wesensverwandte Erscheinungen beschreibt.



Abb. 6: Frontispiz von Jakob Atzel, *Ueber Leichenhäuser etc.*, 1796.

¹⁵ Jacob Atzel: *Ueber Leichenhäuser vorzüglich als Gegenstände der schönen Baukunst betrachtet*. Stuttgart 1796. Die folgenden Zitate S. 6, 8, 54f.

Das Leichenhaus gilt ihm als *einladender Zufluchtsort für den zweifelhaften Mittelzustand. Es schlummern vielleicht die stillen Bewohner des Tempels, um wieder zu erwachen, vielleicht auch nicht. Es regieren hier in brüderlicher Eintracht Schlaf und Tod.* Diese Ästhetisierung, die von Lessing in seiner 1769 veröffentlichten Schrift ‚Wie die Alten den Tod gebildet‘ kulturgeschichtlich begründet worden war, prägte auch stilistisch den von Atzel vorgestellten Idealentwurf (Abb. 6). Der Musterbau ist ein klassizistischer Amphiprostilostempel mit zwei dorischen Portiken und zentraler Kuppel. Disposition und technische Einrichtungen sind vollständig auf das mögliche Erwachen des Scheintoten ausgerichtet. Ihm sollen an Fingern und Zehen Glockenschnüre angebunden sein, die zum Wächterzimmer führen. Öffnungen in der Kuppel und als Rauchopferschalen gestaltete Luftabzüge dienen der Ventilation bei der Verwesung des potentiellen Toten, gleichzeitig soll aber die Totenkammer milde beheizt sein, damit *der Frost nicht das noch übrige Leben vernichtet*. Dem Leichensaal gegenüber liegen Nebenzimmer mit Badewanne und Bett, in denen der auferstandene Scheintote in Empfang genommen werden und sich für die Rückkehr ins Leben rüsten kann.

So ist die Bauaufgabe darauf angelegt, der Kunstfigur des Scheintoten, bei dem nicht ausgemacht ist, ob er lebendig oder tot ist, eine Wohnstatt zu geben. Darüber hinaus ist aber nicht zu übersehen, dass Leichenhäuser in einem historischen Moment entstanden, in dem über die Grenzziehung zwischen Lebenden und Toten bereits zugunsten der Lebenden entschieden worden war. Der Horror davor, lebendig begraben zu werden, erscheint letztlich als ein eher vordergründiges Symptom für diesen weitaus fundamentaleren Wandel. Die Errichtung von Leichenhäusern lässt sich als eine Maßnahme der Beschwichtigung verstehen, die Trennung der Toten von den Lebenden anzuerkennen, wie sie sich in der Verlagerung der Kirchhöfe an die städtischen Peripherien anbahnte. Goethe hat in den ‚Wahlverwandtschaften‘ (1810) die Zwangsläufigkeit dieser Trennung eindringlich beschrieben, als er am Anfang des zweiten Buches die Auffassung eines alten Kirchhofs schilderte und die frühere Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten noch einmal beschwor. Vor diesem Hintergrund steht das Leichenhaus für eine doppelte Bedrohung ein: Die Angst vor dem Scheintod erweist sich gleichsam als Fassade einer grundlegenden Angst vor den Toten. Mit der Ausweisung der Toten aus den Städten wurde in den Jahrzehnten um 1800 ein radikaler kultureller Traditionsbruch vollzogen, der auf die ängstliche Separierung der Gesellschaft von ihren verstorbenen Mitgliedern hinausläuft.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war ein der Architekturgeschichte einbeschriebener Euphemismus, der von der Behauptung ausgeht, dass Architektur einen wesentlichen Beitrag zur Bildung von gesellschaftlicher Identität und Vergemeinschaftung leistet. Das soll keineswegs bestritten werden. Es war aber daran zu erinnern, dass Loyalitätsverbände eben immer auch auf Abgrenzung und Ausschluss beruhen, womit auch der Architektur eine äußerst ambivalente Funkti-

on zukommt. Bauwerke schaffen stets eine kommunikative Distanz zwischen denjenigen, die im weitesten Sinn zu einem Bau zugelassen sind, und denjenigen, denen der Zugang im weitesten Sinn verwehrt ist. Im Unterschied zur bloßen Außenwand ist es die Funktion und der idealtypische Eigensinn jeder Fassade, diese Distanz zwischen Innen und Außen, zwischen dem Bau und seiner Umgebung und zwischen den Benutzern oder Bewohnern des Baus und den Außenstehenden zu regulieren und repräsentativ zur Mitteilung zu bringen. Dies gilt für öffentliche und private Gebäude ebenso wie für den Profan- und Sakralbau. Die von den inneren Funktionsabläufen eines Baus gewährleistete und von der Fassade nach außen aufrechterhaltene kommunikative Distanz ist aber keine neutrale Größe, es bedarf im Einzelfall stets der genaueren Bemessung ihrer Reichweite. Die Spanne reicht von der einladenden Geste über die Erzeugung eines Respektsspatiums – um mit einem Wort aus der frühneuzeitlichen Briefkultur sprechen – bis zur Abschreckung. Ich habe versucht, kommunikative Distanzen in ihrer maximalen Ausdehnung für die Vormoderne auszuloten. In dem Maße, in dem eine Gesellschaft in ständigem Dialog mit der Angst lebt, sieht sie sich auch dazu herausgefordert, eine Architektur entschiedener sozialer Distanzierung zu entwerfen. Seit dem 19. Jahrhundert erfuhr dieser Prozess, beschleunigt durch die Auflösung des traditionellen Architekturverständnisses, eine gewaltsame Zuspitzung. Es soll des Weiteren heute nicht entschieden werden, ob Gott oder doch der erste Mörder der Erfinder der Baukunst gewesen ist.

Gotisch = Katholisch?

Zur Interpretation der Stilwahl im Zeitalter der Konfessionalisierung und zur Frage des ‚Mediencharakters‘ von Architektur

Meinrad von Engelberg¹

„Dr. des Meinrad von Engelberg schließlich, ebenfalls Postdoktorand in Augsburg, peilt in seinem Vortrag nichts weniger als eine Erweiterung des Medienbegriffs über das Bild hinaus bis zur Architekturanalyse an, gestützt auf eine entsprechende Untersuchung vor allem süddeutscher Bibliotheksausstattungen.“²

Diese Behauptung wäre auch über das angeführte Beispiel hinaus zu belegen. Architektur kann man nicht ‚lesen‘ wie Quellentexte; sie dokumentiert auch nicht so offensichtlich historische Ereignisse, wie dies vermeintlich zeitgenössische Ereignisbilder³ oder illustrierte Flugblätter tun. Clarke und Crossley stellen in ihrem Buch zu ‚Architektur und Sprache‘ lapidar fest: „Buildings *demonstrate*, but unlike text, they do not *argue*.“⁴

Der Mediencharakter von Architektur ist folgerichtig auf eine andere Art von Botschaft zu beziehen, die nicht ohne weiteres auf eine ‚Argumentation‘ im Sinne einer verbalen oder verbalisierbaren Mitteilung reduziert werden kann. Bauwerke sind Kunstwerke; ihre Wirkungsabsicht und Wirkungsweise ist folglich nur zum geringsten Teil durch ein Textäquivalent, etwa ein schriftlich fixiertes Programm, wiederzugeben. Der Begriff ‚Medium‘ muss im Bereich der bildenden Künste anders und weiter gefasst werden. Ein 1996 erschienenes renommiertes Kunstlexikon definiert: „**Medium:** Term to refer to the actual physical material chosen

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Verf. als Postdoc-Stipendiat des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“ am 13.12.2001 in Augsburg gehalten hat.

² Wolfgang J. Weber, Einleitung zu Ders. (Hg.), *Wissenswelten. Perspektiven der neuzeitlichen Informationskultur* (Sonderheft 2003 der Mitteilungen des Instituts für Europäische Kulturgeschichte), S. 10f.

³ Vgl. hierzu einführend Francis Haskell, *Die Geschichte und ihre Bilder: Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. Aus d. Engl. übers. von Michael Bischoff (Originaltitel *History and its images*), München 1995, bes. S. 12: „Deshalb wird auch allzu rasch unterstellt, viele der aus früheren Zeiten überkommenen Bildwerke seien dazu geschaffen worden, ähnlich dokumentarischen Zwecken [wie die Fotografie] zu dienen.“; Peter Burke, *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*, Berlin 2003.

⁴ Georgia Clarke / Paul Crossley (Hgg.), *Architecture and Language. Constructing Identity in European Architecture c. 1000 – c. 1650*, Cambridge 2000, S. 14.

as a vehicle of expression for any work of art.“⁵ In diesem Sinne eines ‚materiel-
len Ausdrucksträgers‘ ist auch der hier postulierte Mediencharakter von Architek-
tur zu verstehen.

Doch wie erkennt und bestimmt man, den Mediencharakter der Architektur ein-
mal hypothetisch vorausgesetzt, deren ‚Botschaft‘ bzw. ‚Aussage‘, wenn sich
diese einer ‚wortwörtlichen Übersetzung‘ in ein schriftlich fixierbares bzw. vor-
formuliertes Programm entzieht?

Es sollen hierfür im Folgenden die Methoden des ‚Vergleichenden Sehens‘ und
der ‚Strukturanalyse‘ herangezogen werden, welche die Kunstwissenschaft in
ihrer etwa 150-jährigen universitären Fachgeschichte als die geläufige Form der
Untersuchung ihrer Gegenstände entwickelt hat; mit diesen Verfahren sollte es
möglich sein, zu ebenso diskussionsfähigen und hoffentlich belastbaren Aussagen
zu gelangen wie mit den philo-
logischen Methoden der Text-
analyse oder den historischen
der Quellenkritik. Dieser Ver-
such richtet sich somit nicht nur
an Kunsthistoriker, sondern
gerade auch an jene kulturhisto-
rischen Fachrichtungen, für
welche die ‚Lesbarkeit‘ ästheti-
scher Phänomene jenseits ihres
Charakters als ‚Realzeugnis‘
nicht oder noch nicht zum me-
thodischen Konsens gehört;
zugleich mag man darin auch
einen Einspruch gegen die in der
Kunstgeschichte derzeit vorherr-
schende Tendenz erkennen, die
eigene Disziplin als „Bildwis-
senschaft“⁶ neu zu definieren,
um hierdurch weitere Arbeits-
und Kompetenzgebiete abzuste-
cken. So sehr die Einbeziehung
bisher unterschätzter ‚Wissens-



Abb. 1: Köln, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt.
Ansicht von Osten mit Chorturm (Braun 1908, Taf. 5b)

⁵ Rupert Featherstone, ‚Medium‘, in: The Dictionary of Art, edited by Jane Turner in 34
volumes, vol. 21, Medaillon to Montalbani, London / New York 1996, S. 36.

⁶ Vgl. hierzu Hans Belting, Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft.
München 2001; Horst Bredekamp, A neglected tradition? Art history as Bildwissen-
schaft, in: Critical inquiry 29 (2003), S. 418-428.



Abb. 2: Köln, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt. Westfassade (Jesuitenkirche 1982, Abb. 1)

felder' wie der Buchillustration oder wissenschaftlicher Abbildungen zu begrüßen ist, sollte dies doch nicht dazu verleiten, die Bedeutung der 'dreidimensionalen' Kunstgattungen Skulptur und Architektur für den interdisziplinären kulturhistorischen Dialog zu marginalisieren.

Die konkrete Aufgabenstellung meines Versuchs ist diese: Kann man durch die sorgfältige und kritische Betrachtung eines Bauwerks des 17. Jahrhunderts Aufschlüsse darüber gewinnen, warum es in diesen und keinen anderen Formen errichtet wurde, auch wenn zu dieser Frage alle Schriftquellen fehlen? Kann also die genuin kunsthistorische Analyse Erkenntnisse zu Tage fördern, die sich einer auf das geschriebene Wort beschränkten Forschung entziehen? Ich wähle hierfür als Beispiel die Kölner katholische Kirche St. Mariae Himmelfahrt.⁷

Blickt man von der Nordflanke des Kölner Doms nach Nordwesten, so sieht man in unmittelbarer Nähe den Ostchor einer Kirche (Abb. 1), wie er für das 'Heilige Köln' mit seinen immer wieder umgebauten Gotteshäusern typisch zu sein scheint: Ein romanischer Turmstumpf, erkennbar an den Biforienfenstern und der Lisenengliederung mit abschließendem Rundbogenfries, darüber eine barocke

⁷ Als grundlegende Literatur siehe: Die Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt in Köln. Dokumentation und Beiträge zum Abschluß ihrer Wiederherstellung 1980, Schriftleitung Hans Peter Hilger, Düsseldorf 1982 (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland Bd. 28); Paul Clemen (Hg.), Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Stadt Köln, Zweiter Band, Erste Abteilung: Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Köln, bearbeitet von Hugo Rahtgens, Düsseldorf 1911. Darin: Katholische Pfarrkirche St. Mariae Himmelfahrt (ehem. Jesuitenkirche), S. 125-176.

oktogonale Haube. An diesen zwei Stilepochen verbindenden Turm schließt sich ein Langchor an, der aufgrund seiner schlanken Maßwerkfenster und der dazwischen liegenden Strebe-
pfeiler der Spätgotik anzugehören scheint.

Noch uneinheitlicher präsentiert sich die Westfassade der Kirche (Abb. 2): Zwischen zwei romanische Türme mit barocken Helmen, von denen der südliche ein wenig schief steht, spannt sich eine sehr schlanke, hochragende Schauwand. Sie gehört anscheinend zu einer ursprünglich gotischen Kirche, wie schon die Außenansicht des Chores vermuten ließ: Das beherrschende Element der Fassade in der Mitte bildet ein riesiges sechsbahniges Maßwerkfenster, das die offensichtlich spätere frühbarocke Gliederung der zweigeschossigen Schauwand – unten mit dorischer, oben mit ionischer Pilasterordnung – rücksichtslos durchschneidet. Solche Westfenster sind typisch für die Kölner Spätgotik.⁸ Allerdings ist dieses Maßwerkfenster neben der schlanken Proportion des Mittelschiffs der einzige Hinweis auf den gotischen Kern der Kirche, denn alle anderen Fassadendetails, von der Portalrahmung bis zu den geschwungenen Voluten des Giebels, lassen barocke Formen erkennen.

Das Wappen am Hauptportal (Abb. 3) zeigt nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, das kurkölnische oder reichsstädtische Wappen, sondern den weißblauen Rautenschild, gehalten von zwei Löwen, also das kurbayerische oder genauer gesagt wittelsbachische Wappen. Im Schlussstein über dem Portalbogen erkennt man die Inschrift „IHS“, das Christusmonogramm, das den Bau ebenso

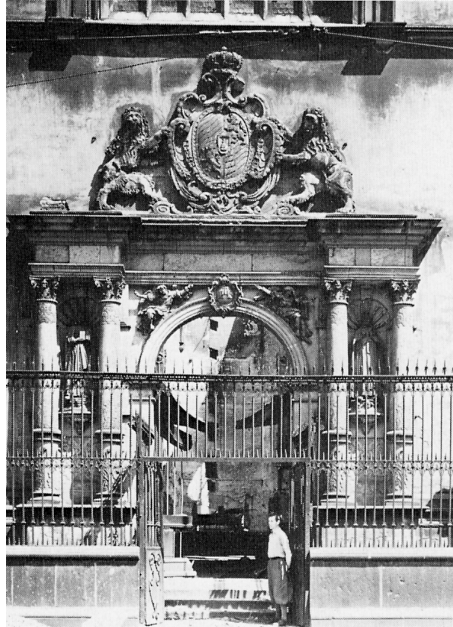


Abb. 3: Köln, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt.
Hauptportal mit wittelsbachischem Stifterwappen
(Jesuitenkirche 1982, Abb. 77)

⁸ Vgl. den 1411 vollendeten Westturm der Pfarrkirche St. Severin in Köln oder den erst im 19. Jh. nach Plänen des 14. Jh. errichteten Westbau des Kölner Doms. Siehe Albert Verbeek, *Kölner Kirchen. Die kirchliche Baukunst in Köln von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Köln 1959, 2. erg. Aufl. Köln 1969, Abb. 89, 105.



Abb. 4: Köln, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt. Mittelschiff von Westen (Jesuitenkirche 1982, Taf.1)

als Jesuitenkirche ausweist wie die flankierenden Statuen der Ordensheiligen Ignatius und Franz Xaver.

Die merkwürdige Stilmischung des Außenbaus lässt den Verdacht aufkommen, dass es sich um ein im Kern mittelalterliches, später aber verändertes, also ‚barockisiertes‘ Gotteshaus handeln könnte. Der Blick ins Innere (Abb. 4) bestärkt diese Vermutung: Die Kirche erweist sich als steil proportionierte Basilika mit Emporen zwischen schlanken Rundpfeilern unter einem gotischen Netzgewölbe. Der Chorschluss ist mit einem monumentalen barocken Hochaltar besetzt.

Cornelius Gurlitt beschrieb in seinem 1889 erschienenen Pionierwerk zur ‚Geschichte des

Barockstils und des Rococo in Deutschland‘ die Kölner Jesuitenkirche mit folgenden Worten: „Als bald wurde dem gotischen Bau [...] eine Gestaltung gegeben, welche ihm das mittelalterliche Wesen nehmen und der Antike zuführen sollte. Wieder beginnt die Kunst des Restaurierens, d.h. des Umkleidens der bestehenden Bauten [...]. Die herrliche Hallenkirche mit ihren spätgotischen Rundpfeilern wurde nur wenig geändert, dafür aber der Altar in allem Prunk jener Zeit neu aufgerichtet.“⁹

Dieses Urteil, allein aus der stilkritischen Beobachtung und ohne Kenntnis schriftlicher Quellen gewonnen, musste bald darauf revidiert werden: Drei Jahre später bemerkte Stephan Beissel SJ in der in Köln erscheinenden ‚Zeitschrift für christliche Kunst‘: „Bereits am Schluß des 1. Jahrgangs wurde der ‚kunsthistorische Roman‘ gewürdigt, den Cornelius Gurlitt in seiner ‚Geschichte des Barockstiles und des Rokoko in Deutschland‘ S. 20f über die Jesuitenkirchen zu Köln, Bonn, Koblenz und Düsseldorf erdichtet hat. Alle diese Kirchen wären demnach

⁹ Cornelius Gurlitt, *Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland*, Stuttgart 1889, S. 20.

nur jesuitische Umbauten älterer Anlagen.“¹⁰ Beissel widerlegt dies durch Auszüge aus den Bauakten, die eindeutig beweisen, dass die Kölner Jesuitenkirche – ebenso wie die anderen genannten Beispiele – als einheitlicher Neubau in einem Zuge von 1618-29 für den fürstlichen Betrag von 130.000 Reichstalern errichtet wurde. Das erste Gotteshaus des Ordens in Köln war dagegen tatsächlich ein gotischer Bau gewesen und befand sich gegenüber dem heutigen Oratorium. Die kleine, 1582 angekaufte und vergrößerte Achatiuskirche war jedoch 1621 bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Wie bei den Jesuiten üblich, sind die neue Kirche und das anschließende Kolleg zu einem repräsentativen Baukomplex verbunden. Von der hohen Bausumme wurde der Löwenanteil, 80.000 fl., vom Herzog und späteren Kurfürst Maximilian I. von Bayern aufgebracht; immerhin 12.000 fl. steuerte sein Bruder, der seit 1612 regierende Kölner Kurfürst und Erzbischof Ferdinand bei. Das Wittelsbachische Wappen über dem Portal erscheint somit durchaus gerechtfertigt: Es handelt sich tatsächlich, wie der Kölner Oberhirte an seinen Vater Wilhelm V. von Bayern schrieb, um ein *Monumentum Bavaricae pietatis*¹¹ im Rheinland, denn für Kirche und Kolleg hatte die Dynastie insgesamt 155.000 Taler aufgewandt. Nach Aussage der Bauakten wurden sogar (heute verlorene) Altarbilder von Rubens und van Dyck in Antwerpen erworben; die Jesuitenkirche war die zweitgrößte Kirche Kölns nach dem unvollendeten Dom.¹²

Das kontinuierliche wittelsbachische Engagement in Köln, dem wichtigsten katholischen Bollwerk gegen den protestantischen Norden, reicht bis 1582 zurück.¹³ In diesem Jahr hatte der damals regierende Kölner Erzbischof Gebhard (1577-83) aus dem ebenfalls süddeutschen Geschlecht der Truchsess von Waldburg versucht, durch seine persönliche Konversion zum evangelischen Glauben das Erzbistum Köln in ein weltlich-protestantisches Fürstentum zu verwandeln. Während solche Konfessionswechsel für Laien durchaus zulässig waren und nach dem 1555 im Augsburger Religionsfrieden beschlossenen Grundsatz *cuius regio eius religio* auch die Untertanen zum gleichen Schritt verpflichteten, galt für die katholischen Kirchenfürsten des Reiches zumindest inoffiziell der sogenannte ‚Geistliche Vorbehalt‘:¹⁴ Da ihnen das jeweilige Hochstift nicht als familiäres Erbe oder Lehen gehörte, sondern nur aufgrund ihres geistlichen Status verliehen worden war,

¹⁰ Stephan Beissel S.J., Die Kirche Marie Himmelfahrt zu Köln und ihr sogen. „Jesuitenstil“, in: Zeitschrift für christliche Kunst Jg. 5, Heft 2 (1892), Sp. 47-54, Sp. 47.

¹¹ Brief vom 27.08.1615, hier zit. nach Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 31.

¹² Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 14.

¹³ Günther v. Lojewski, Bayerns Kampf um Köln, in: Hubert Glaser (Hg.), Wittelsbach und Bayern. Kat. d. Ausst., Zürich / München 1980, hier Bd. II/1: Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I., S. 40-47.

¹⁴ G. v. Lojewski (Anm. 13) S. 44.

sollten sie im Falle eines Glaubenswechsel ihren Bischofsstuhl räumen und somit aller weltlichen Herrschaftsansprüche auf ihr vormaliges reichskirchliches Territorium verlustig gehen. Versuchten sie sich zu weigern, wie es Gebhard Truchsess in diesem Falle tat, so drohte ihnen die gewaltsame Vertreibung. Im hieraus resultierenden so genannten ‚Kölnischen Krieg‘ taten sich die bayerischen Wittelsbacher besonders hervor, und verhalfen mit reichlichen Gaben an das Domkapitel ihrem langjährigen Prätendenten Ernst, dem Bruder des Herzogs Wilhelms V. von Bayern, auf den Kölner Erzsstuhl. Das gesamte Unternehmen kostete den neuen Erzbischof und seine Familie etwa eine Million Gulden!¹⁵

Es folgte eine bis 1761 ununterbrochene Sukzession von fünf Wittelsbacher Erzbischöfen. Die weiß-blauen Kirchenfürsten begnügten sich aber nicht mit einem Bischofsstuhl, sondern versuchten regelmäßig, auch die anderen norddeutschen Diasporabistümer wie Münster, Osnabrück, Hildesheim und Paderborn in einer Hand zu vereinigen, so dass Clemens August (1723-61),¹⁶ der letzte und heute bekannteste der wittelsbachischen Kölner Kurfürsten den seine Ämterhäufung trefflich bezeichnenden Spitznamen „Monsieur de cinq églises“ führte.

Die Jesuiten hatten bereits 1544 in Köln ihre erste deutsche Niederlassung gegründet, wurden aber im selben Jahr als fremder Orden aus der freien Reichsstadt ausgewiesen, denn man verdächtigte sie einer zu großen Abhängigkeit von Spanien.¹⁷ Das Kölner Stadtgebiet unterstand seit dem späten Mittelalter nicht mehr dem Erzbischof, der nach seiner Niederlage in der Schlacht von Worringen 1288 vertrieben wurde und in Bonn residierte. Die alte Römerstadt blieb zwar im konfessionellen Zeitalter stets geschlossen katholisch, aber dennoch mussten die Patres auf das Selbstbewusstsein des Rates und seine Skepsis gegenüber Zugereisten Rücksicht nehmen. 1557 wurde ihnen eine erneute Aufenthaltsgenehmigung im Zusammenhang mit der Lehrbefugnis für das städtische Dreikronengymnasium übertragen, sie waren hierdurch gleichsam als Kölner akzeptiert. Dennoch blieben die bayerisch-kurkölnischen Fürsterzbischöfe, selbst von Ingolstädter Jesuiten erzogen, ihre stärksten Verbündeten bei der Festigung der ‚wahren Glaubens‘ am Niederrhein, wenn auch nur als geistige Schutzherren und Hauptfinanziers.

Herzog Wilhelm V. (1579-98), Vater der beiden spendablen Wittelsbacher Maximilian I. (1598-1651) und Ferdinand (1612-50) war seinen Söhnen ein Vorbild gewesen, indem er den Jesuiten in seiner Residenzstadt München einen überaus großzügigen Neubau stiftete. Zwischen 1583 und 1597 errichtete er das dortige

¹⁵ Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 140.

¹⁶ Zu Clemens August vgl. die umfangreiche Publikationsreihe von Frank-Günter Zehnder / Werner Schäfer, *Der Riss im Himmel. Clemens August und seine Epoche*, 9 Bde., Köln 1999-2000; Kurfürst Clemens August. Landesherr und Mäzen des 18. Jahrhunderts. Kat. d. Ausst., Köln 1961, S. 23-39: „Clemens August als Kirchenfürst“.

¹⁷ Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 156ff.

ge Kolleg mit der zugehörigen Kirche St. Michael (Abb. 5). Ein Maßstab setzender Pionierbau der modernen italienischen Renaissancearchitektur, ein wahres „Rom in Bayern“.¹⁸

Es hätte nun jeder kunsthistorischen Erwartung und Erfahrung entsprochen, wenn sich die Söhne des Erbauers von St. Michael nicht nur im Schema der Gesamtanlage, sondern auch im Grundriss der Kirche und den modernen italienischen Bauformen an das Münchner Vorbild angelehnt hätten. Statt dessen entstanden im Auftrag einer Familie und im Abstand weniger Jahre für denselben Orden zwei Kirchenräume, wie sie gegensätzlicher kaum sein könnten, wobei der frühere der zukunftsweisende, der spätere dagegen der altertümliche ist. In München (Abb. 5) sieht man eine Saalkirche in



Abb. 5: München, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt

konsequent klassisch-vitruvianischen Formen: Ein übersichtlicher Einheitsraum gemäß den Forderungen des Konzils von Trient mit quergerichteten nischenartigen Kapellen für die Seitenaltäre, das Ganze zusammengefasst unter einer geradezu antikisch wirkenden gewaltigen Tonne. In Köln dagegen errichtete man eine Generation später eine siebenjochige dreischiffige Emporenbasilika gotischer Bauart mit dunklen, beengten Seitenschiffen und zu klein geratenen, allzu hoch sitzenden Obergadenfenstern (Abb. 4, 7). Das Gewölbe folgt einem spätgotischen Netzrippenschema, das eigentlich seit 100 Jahren aus der Mode gekommen war.

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich die hier zu behandelnde Kernfrage: Warum entschieden sich die Wittelsbacher in Köln für eine altertümliche Form der so genannten ‚Nachgotik‘, wenn man doch zu Hause in München scheinbar ‚bessere‘, jedenfalls kunsthistorisch innovativere Vorbilder errichtet hatte? Am Geldmangel kann es, wie dargestellt, nicht gelegen haben.

¹⁸ Reinhold Baumstark (Hg.), Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten, Kat. d. Ausst., Bayerisches Nationalmuseum München, München 1997.

Eine immer wieder geäußerte These versuchte schon Stefan Beissel in seinem bereits zitierten Aufsatz aus dem Jahr 1892 zu widerlegen: Dass die ‚Nachgotik‘ nämlich ein erklärter ‚Jesuitenstil‘ sei, also typisch für den Reformorden. Obwohl es gerade im Rheinland und in Westfalen zahlreiche Kirchen der Societas Jesu in dieser Bauart gibt, so zeigt doch schon das frühere Beispiel von St. Michael in München, ganz abgesehen von italienischen, polnischen, böhmischen oder österreichischen Jesuitenkirchen, dass die Bauvorschriften des Ordens eben gerade *nicht* einen bestimmten Stil begünstigten. Dennoch scheint der Terminus ‚Jesuitenstil‘ besonders suggestiv zu sein, so dass Beissel schon vor 110 Jahren resigniert, aber prophetisch feststellte: „Er [der Begriff Jesuitenstil] wird noch lange bleiben; berechtigt ist er nie gewesen, wird er nie sein.“¹⁹

Die bei der Frage nach der Bauzeit bewährte Methode des Griffs zu den Bauakten führt hier zu einem enttäuschenden Ergebnis: Obwohl ‚Nachgotik‘ und Jesuitenarchitektur zu den Lieblingsthemen der Kunstgeschichte zählen und daher immer wieder untersucht wurden und werden,²⁰ ist es noch keinem Forscher gelungen, eine einzige klare Äußerung der Zeitgenossen zur Begründung der Stilwahl zu finden. Selbst Hermann Hipp, der in seiner dreibändigen, über tausendseitigen und in jeder Hinsicht erschöpfenden Tübinger Dissertation zur deutschen ‚Nachgotik‘²¹ zahllose interessante Belege zu Tage gefördert hat, konnte keine Quelle ausfindig machen, in der sich die Jesuiten oder etwa ihre Gegner zur Frage der

¹⁹ Beissel 1892 (Anm. 10) Sp. 54.

²⁰ Joseph Braun S.J., Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria Laach“ 103 / 104) Bd. 1: Die Kirchen der ungeteilten rheinischen und der niederrheinischen Ordensprovinz, Freiburg im Breisgau 1908 / Bd. 2: Die Kirchen der oberdeutschen und der oberrheinischen Ordensprovinz, Freiburg im Breisgau 1910; Engelbert Kirschbaum, Deutsche ‚Nachgotik‘. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Architektur von 1550-1800, München 1929; Jürgen Schmitt, Der Einfluß der Kölner Jesuitenkirche auf die Kollegskirchen im Rheinland und in Westfalen. Mit einem Exkurs auf die niedersächsischen Kollegskirchen in Hildesheim und Osnabrück. Ein Beitrag zur Geschichte der Sakralarchitektur des Frühbarocks in Nordwest-Deutschland, Frankfurt a.M. 1979; Ludger J. Sutthoff, Gotik im Barock. Zur Frage der Kontinuität des Stils außerhalb seiner Epoche, Möglichkeiten der Motivation bei der Stilwahl, Münster 1990; Michael Schmidt, ‚Reverentia‘ und ‚Magnificentia‘: Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis 17. Jahrhundert, Regensburg 1999; Marion Sauter, Jesuitenkirchen in der oberdeutschen Ordensprovinz bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Petersberg 2004; Horst Nising, Jesuitenkollegien der süddeutschen Provinz des Ordens und ihre städtebauliche Lage im 16.-18. Jahrhundert, Petersberg 2004 (im Druck).

²¹ Hermann Hipp, Studien zur ‚Nachgotik‘ des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, Böhmen, Österreich und der Schweiz, 3 Bde., Tübingen 1979.

Stilwahl geäußert hätten. Während die Pracht und der Aufwand von Kirchenbauten ein zwischen den Konfessionen heiß umstrittenes Thema war, und *templum jesuiticum* unter aufrechten Lutheranern als Schimpfwort für übertrieben prunkvolle katholische Kirchenbauten galt,²² war die Frage, ob die Gesellschaft Jesu die Opfergroschen ihrer Schäflein in barocke Rundbogen oder gotische Spitzbogen investierte, den schreibfreudigen und streitlustigen Autoren von Kontroversschriften keine Zeile wert.

Es empfiehlt sich daher eine genaue Befragung der primären Quellengattung der Kunstgeschichte, nämlich des Kunstwerks selbst, unter Zuhilfenahme der hierbei bewährten Methode des Vergleichs. Der wahre Prüfstein jeder kunsthistorischen These ist nicht, ob man zu ihrer Stützung eine zeitgenössische Schriftquelle finden kann, sondern ob, um mit Hans Sedlmayr zu sprechen, die von ihm so benannte „Strukturanalyse“ eines Kunstwerks das, was man sieht, mehr oder weniger plausibel erklärt: „Man wird von zwei Auffassungen des Gebildes jene für die richtigere halten, die an dem objektiven Bestand des Gebildes Dinge verständlich, notwendig, sinnhaft macht, welche die andere Auffassung einfach hinnehmen mußte [...] Man wird jene Auffassung des Gebildes vorziehen, bei der [...] Dinge verständlich werden, die unverständlich waren, solange man es in einer anderen Einstellung sah. Als *ein* solches ‚größeres Ganzes‘ darf das Geschehen gelten, aus dem das Gebilde entsprungen ist. Wenn in diesem Geschehen Züge sinnhaft werden, die bei einer anderen Auffassung des einzelnen Gebildes sinnleer, zufällig waren, so ist das ein Indiz für die richtige



Abb. 6: Molsheim (Elsass), Jesuitenkirche. Mittelschiff von Westen (Braun 1908, Taf. 3d)

²² H. Hipp (Anm. 21) S. 809-883, S. 832ff, S. 1083f; zu St. Mariae Himmelfahrt in Köln S. 1469ff.

Einstellung. [...] Ebenso läßt sich als ‚größeres Ganzes‘ auffassen die ‚Kultur‘, aus der das fragliche Gebilde entspringt.“²³

Zur Deutung des merkwürdigen Phänomens der ‚Nachgotik‘ im spezifischen Kölner Fall gibt es bisher vier Hauptthesen:

1. Die ‚Nachgotik‘ ist eine künstlerische Eigenart des Architekten, der diese Kirche entworfen hat. Der Erfolg dieser ungewöhnlichen Lösung führte zur weiteren Verbreitung dieses Stils.
2. Die ‚Nachgotik‘ ist eine regionale Spezialität im mittelalterlich geprägten Köln und in Nordwestdeutschland. Die Jesuiten versuchten auch hier wie überall, den in der jeweiligen Region geläufigen Baustil zu adaptieren, um sich hierdurch Sympathien bei der einheimischen Bevölkerung zu erwerben.
3. Die (so genannte) ‚Nachgotik‘ ist eigentlich keine merkwürdige Sonderform, sondern im deutschen Kirchenbau um 1600 geradezu die Regel: Eine Kirche in reinen Renaissanceformen wie St. Michael in München war dagegen vor dem Dreißigjährigen Krieg ein fremdländisches Importprodukt und blieb daher eine Ausnahme. Das, was uns heute mit an italienischer Renaissance geschulten Augen als altmodisch und retrospektiv erscheint, war in Wirklichkeit der Versuch, die traditionellen Formen der heimischen Gotik selbständig weiterzuentwickeln: Die ‚Nachgotik‘ ist somit die eigentliche ‚deutsche Renaissance‘ im Kirchenbau.
4. Die ‚Nachgotik‘ der Jesuiten ist *tatsächlich* altertümelnd und retrospektiv – aber sie ist es mit Absicht und aus gutem Grund! Die Jesuiten wählten bewusst Formen aus der Zeit vor der Glaubenspaltung, um auf die scheinbar ungebrochene Kontinuität der katholischen Kirche hinzuweisen. Die Stilwahl demonstriert einem Anspruch auf Tradition, der ein klares Signal aussenden sollte: Gotisch = altgläubig = katholisch.

Die erste These vom Personalstil geht auf den ersten systematischen Erforscher der deutschen Jesuitenarchitektur, Pater Joseph Braun SJ zurück,²⁴ und wird durch die Aussage der Bauakten gestützt. Braun konnte den Namen des Architekten ermitteln: Christoph Wamser (ca. 1580-1649?)²⁵ war an der Straßburger Münster-

²³ Hans Sedlmayr, Rezension zu Eduard Coudenhove-Erthal, Carlo Fontana [...] / Ders.: Zum Begriff der „Strukturanalyse“, in: Kritische Berichte zur kunstgeschichtlichen Literatur III (1930/31), S. 93ff; IV, (1931/32), S. 146-160. Vgl. auch die überarbeitete Fassung desselben Textes: „Kunstgeschichte als *Kunstgeschichte*“, in: Ders., Kunst und Wahrheit. Zur Theorie und Methode der Kunstgeschichte, Hamburg 1958, S. 35-70, S. 47f.

²⁴ J. Braun (Anm. 20) Bd. 1, S. 62-110, S. 79.

²⁵ Götz Czymmek in Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 199-209.

bauhütte ausgebildet worden. Im heimatlichen Elsass hatte er von 1614 bis 1617, also unmittelbar vor dem Kölner Neubau, eine Jesuitenkirche in Molsheim, dem Exilort des Straßburger Domkapitels, errichtet (Abb. 6, 8). Diese Kirche, ebenfalls eine Emporenbasilika, weist wie St. Mariae Himmelfahrt in Köln ein gotisierendes Gewölbe, Spitzbogenarkaden und Maßwerkfenster auf. Auch Grundriss und Maße beider Kirchen zeigen weitgehende Übereinstimmungen (Abb. 7, 8). Nimmt man schließlich noch einen Brief hinzu, mit dem Erzbischof Ferdinand 1616 seinen Bruder Maximilian um die Benennung eines geeigneten Architekten bat, weil *selbiger aber dieser Land nicht erfindlich ist*,²⁶ so erscheint es plausibel, dass Wamser die Idee der nachgotischen Bauweise mitgebracht, also nach Köln importiert habe.

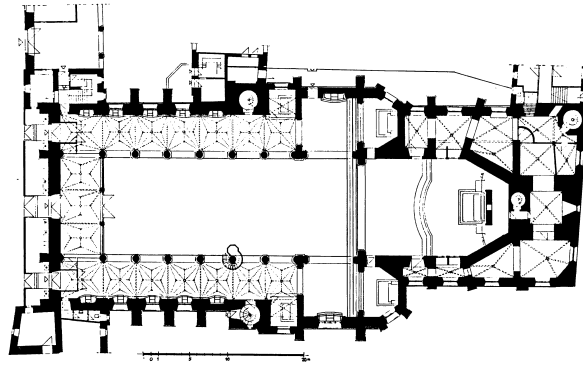


Abb. 7: Köln, St. Mariae Himmelfahrt. Grundriss (Jesuitenkirche 1982, Abb. 17)

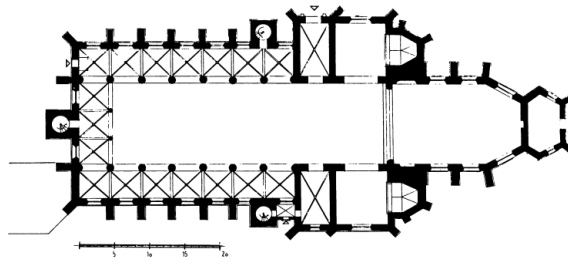


Abb. 8: Molsheim, Jesuitenkirche. Grundriss (Jesuitenkirche 1982, Abb.21)

²⁶ Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 12.

Eine Frage bleibt hierdurch jedoch unbeantwortet: Warum entschied man sich in Köln gerade für einen elsässischen Baumeister mit einem Faible für das Mittelalter? Der Münchner Bruder des Bauherrn hatte immerhin drei verschiedene Pläne bayerischer Architekten vermittelt, die sich erhalten haben und als *Idea Bavarica* 1-3 in den Akten der Jesuiten verzeichnet werden (Abb. 9). Man lehnte aber nicht

nur diese drei, sondern auch einen weiteren Entwurf aus Mainz, die sogenannte *Idea Moguntina* ab.

Hier kann nicht ausführlich auf die Eigenarten und Unterschiede der vier Projekte eingegangen werden: Es ist aber zu konstatieren, dass *Bavarica* I und III anscheinend klassische Formen verwendeten, während *Bavarica* II und *Moguntina* gewisse gotische Züge zeigen – keiner der Entwürfe erscheint aber so stark historisierend wie Wamsers ausgeführte Kirche. Im übrigen wurden solche Entscheidungen gar in nicht Köln, sondern in Rom getroffen, denn dort mussten alle Baupläne der weltumspannenden Societas Jesu zur Genehmigung dem Ordensgeneral vorgelegt werden – eben dort haben sich die Kopien der nicht realisierten Projekte erhalten, die später

Abb. 9: Köln, Jesuitenkirche St. Mariae Himmelfahrt, nicht realisierte Entwürfe (Jesuitenkirche 1982, Abb. 85f.):

Idea III Bavarica

Idea Moguntina

in die Pariser Bibliothèque nationale²⁷ gelangten. Es kann somit nicht allein die künstlerische Freiheit oder Invention Wamsers gewesen sein, die zur Stilwahl führte: Die Entscheidung beruhte vielmehr auf vorausgehenden grundsätzlichen Prämissen der Bauherrenschaft in Köln, die zur Ablehnung der vier ‚moderneren‘

²⁷ Cabinet des Estampes, H d 4 c, Nr. 116-119.

Alternativen und zur Berufung des Elsässers führten.²⁸ Rom war im übrigen nur an der Raumorganisation und Funktionstauglichkeit der Bauten interessiert, ästhetische Fragen waren ganz in das Ermessen der lokalen Ordensoberen gestellt. Normalerweise wurden dem General nur Grundriss und Querschnitt vorgelegt: An letzterem konnte man die Ausführung der für den Orden typischen Emporen ablesen.²⁹

Die Mutterkirche des Ordens, il Gesù (siehe Umschlagabbildung), weist keinerlei formale Ähnlichkeit mit dem Kölner Bau auf. Lediglich im Typus, nämlich dem basilikalen Querschnitt mit Emporen, bestehen gewisse Übereinstimmungen. Während man in Rom jedoch quergerichtete Kapellenreihen, einen sehr breit gelagerten Saalraum als Mittelschiff und die alles beherrschende Kuppel findet, besitzt der Kölner Bau ganz in gotisch-deutscher Tradition längsgerichtete schmale Seitenschiffe, ein hohes, für den Predigtgottesdienst kaum geeignetes Mittelschiff, einen gestreckten, polygonalen Chor und eine durch das schmale Querhaus kaum betonte Vierung. Von einem verbindlichem ‚Jesuitenbautypus‘³⁰ kann somit nicht die Rede sein.

Auch die zweite These, ‚Nachgotik‘ als rheinischer Regionalstil, erscheint auf den ersten Blick plausibel, denn tatsächlich sind nach der immer noch grundlegenden Studie Joseph Brauns zum ‚Kirchenbau der Deutschen Jesuiten‘ 13 von 18 Kirchen der rheinischen Ordensprovinz in ‚nachgotischen‘ Formen errichtet.³¹ Die früheste, im Jahr 1597, also noch vor Köln erbaute Jesuitenkirche der Region in Münster zeigt ebenfalls gotische Formen. Die Deutung als Regionalstil wäre aber nur dann überzeugend, wenn es im Rheinland keinen ‚echten Barock‘ und im Süden keine ‚Nachgotik‘ gäbe. Auch hier zeigt ein Vergleich, dass dies nicht zutrifft: In den selben Jahren wie die Jesuitenkirche, 1622-28, entstand das neue Kölner Gotteshaus der Karmeliter, St. Joseph und Theresia ‚im Dau‘, in reinen Renaissanceformen.³² Dass die ‚Nachgotik‘ andererseits keine norddeutsche Spe-

²⁸ Der Kölner Erzbischof hatte sich an der Finanzierung der Molsheimer Kirche mit einer Spende beteiligt. Sein Amtsbruder Leopold von Habsburg, Fürstbischof von Straßburg (1607-25) und Passau, mag ihm den Baumeister empfohlen haben.

²⁹ Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 175ff. Im römischen Gesù dienten die Emporen als Rückzugsräume und durch Gitter optisch vom Kirchenraum getrennte Oratorien, denen eine wichtige Rolle während der ignatianischen Exerzitien zukam. Die offenen Emporen in Köln, Molsheim, Neuburg oder Antwerpen erfüllten dagegen die traditionelle Funktion zur Erweiterung des Laienraumes und zur Aufnahme von Beichtstühlen.

³⁰ Friedrich Polleross, *Nuestro Modo de Proceder. Betrachtungen aus Anlaß einer Tagung ‚Die Jesuiten in Wien‘* vom 19. bis 21. Oktober 2000, in: *Frühneuzeit-Info* 12 / Heft 1, (2001), S. 93-128; R. Baumstark (Anm. 18) S. 101f.

³¹ J. Braun (Anm. 20) Bd. 1, S. 9-190.

³² Isabelle Kirgus, *Renaissance in Köln. Architektur und Ausstattung 1520-1620*, Bonn 2000, S. 188ff.

zialität war, belegt der 1604 geweihte Chor der Augsburger Benediktinerabteikirche St. Ulrich und Afra. Es entsteht somit der Eindruck, dass beide Stile in allen Regionen optional zur Verfügung standen, wobei generell vor dem Dreißigjährigen Krieg die ‚Nachgotik‘, danach der Barock dominierte.

Wenn sich die ‚Nachgotik‘ tatsächlich so großer Beliebtheit und weiter Verbreitung erfreute, so tritt die dritte These in den Vordergrund: Hermann Hipp versteht diesen Stil als eine deutsche Sonderform der Renaissance, in der versucht wurde, die eigene gotische Tradition des Kirchenbaus mit den modernen, aus Italien importierten Renaissanceformen zu einer Einheit zu verschmelzen.³³ Hipp kann durch Quellenbelege nachweisen, dass man gotische Formen lange Zeit als spezifisch sakral empfand: So wurden während der gesamten Barockzeit bunt verglaste Maßwerkfenster als ‚Kirchenfenster‘ bezeichnet.³⁴ Andererseits galt der gotische Baustil auch als spezifisch ‚deutsch‘, wie schon der Name sagt: Der italienische Kunsttheoretiker Giorgio Vasari (1511-71) verlieh der Kunst des späten Mittelalters ihren noch heute gängigen Namen, als er sie mit dem Schmähwort *Gotico* belegte, um hierdurch anzudeuten, dass diese nicht antikischen Formen mit den Vandalen zum Unglück Italiens über die Alpen gekommen seien. Im Italien der Renaissance wurde die Gotik allgemein als *Maniera Tedesca*, also als ‚Deutscher Baustil‘ bezeichnet. Auch Bewunderern dieses Stils wie dem späteren Papst Pius II. (gewählt 1458), der als Dichter Enea Silvio Piccolomini (1405-64) lange Jahre nördlich der Alpen verbracht hatte, erschienen Maßwerkfenster und Kreuzrippengewölbe als ‚germanisch‘. Er zitierte diese Formen in der Kathedrale seiner neu erbauten Idealstadt Pienza mit dem Hinweis *qui exemplar apud Germanos in Austria vidisset* – nach Vorbildern, die er bei den Deutschen in Österreich gesehen habe.³⁵

Philipp Hainhofer, Augsburger Kunstkenner mit langjähriger Italienerfahrung, dachte ähnlich: Er bezeichnete St. Michael in München nicht einfach als eine moderne Kirche, sie erschien ihm vielmehr als *die schönste und fürnembste, all' italiana gebawt*.³⁶ ‚Nachgotik‘ und Renaissance wären somit keine Synonyme für ‚altmodisch‘ oder ‚modern‘, sondern für ‚Deutsch‘ bzw. ‚Italienisch‘.

Die Jesuiten hätten somit in Köln nichts anderes getan, als es jeder andere Bauherr, gleich welcher Konfession, in Deutschland auch hätte tun können: Sie

³³ H. Hipp (Anm. 21) S. 696ff., 804ff.

³⁴ H. Hipp (Anm. 21) S. 197.

³⁵ Markus Brandis, *La Maniera tedesca. Eine Studie zum historischen Verständnis der Gotik im Italien der Renaissance in Geschichtsschreibung, Kunsttheorie und Baupraxis*, Weimar 2002, S. 125-138 u. S. 237-248.

³⁶ Philipp Hainhofer 1611, hier zit. nach Rainer Laun, *Studien zur Altarbaukunst in Süddeutschland 1560-1650*, München 1982, S. 58: München habe viele schöne Kirchen, [...] *darunder die schönste und fürnembste, all' italiana gebawt*.

errichteten eben eine typisch deutsche, zeitgenössische Kirche, und versuchten hierdurch, wie man heute sagen würde, „die Zielgruppe in ihrer eigenen Sprache anzusprechen.“

Hipps These hat ebenfalls Stärken und Schwächen: Zu Recht verweist er auf gleichzeitige evangelische Neubauten wie die Marienkirche der Wolfenresidenz Wolfenbüttel (Abb. 10): Von 1606 bis 1626 errichtet, zeigt sie ähnliche ‚Gotizismen‘ wie die Kölner Jesuitenkirche: Auch in dieser Hallenkirche gibt es Maßwerkfenster, Strebpfeiler und Kreuzgewölbe, welche sich auf merkwürdige Weise mit Renaissanceformen vermischen. Dennoch belegt der direkte Vergleich von Details, z.B. der Fenster, deutliche Unterschiede: Hermann Franke, der niedersächsische Baumeister, bemühte sich offensichtlich, traditionelle gotische Strukturen so in Renaissanceformen zu übersetzen, dass tatsächlich ein neuer hybrider Stil, eine Art ‚deutsche Sakral-Renaissance‘ entsteht. Christoph Wamers Fenster in Köln (Abb. 2) zeigt dagegen keine Vermischung beider Gestaltungsweisen, sondern setzt die unterschiedlichen Formen hart und unverbunden nebeneinander; in seiner Fassade ist stilreines gotisches Maßwerk zwischen ebenso unverfälschte Renaissanceformen eingefügt: Kontrast statt Verschmelzung, scharfe Schnitte statt weicher Übergänge. Solche ‚philologischen‘ Detailbeobachtungen relativieren Hipps generell durchaus plausible These von der „Nachgotik als deutscher sakraler Renaissance“.

Stellt man neben Wolfenbüttel und Köln noch ein drittes, etwa gleichzeitiges Bauwerk aus Süddeutschland, die Würzburger Universitätskirche, welche Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (reg. 1573-1617) ab 1583 errichten ließ (Abb. 11), so erweist sich Gleichung „Nachgotik = Deutsche Renaissance“ endgültig als simplifizierendes Konstrukt: Julius Echter, der viele rein ‚nachgotische‘



Abb. 10: Wolfenbüttel, Ev. Marienkirche. Mittelschiff von Westen (Oskar Karpa, Wolfenbüttel, 2. Aufl. München 1965, Taf. 37)

Kirchen errichten ließ,³⁷ kombinierte in diesem Bau, der eine durchaus vergleichbare Raumstruktur wie die Kölner Kirche zeigt, gotisierende Maßwerkfenster mit einer antikischen dreifachen Arkadenstellung in Superposition der drei kanonischen Ordnungen.

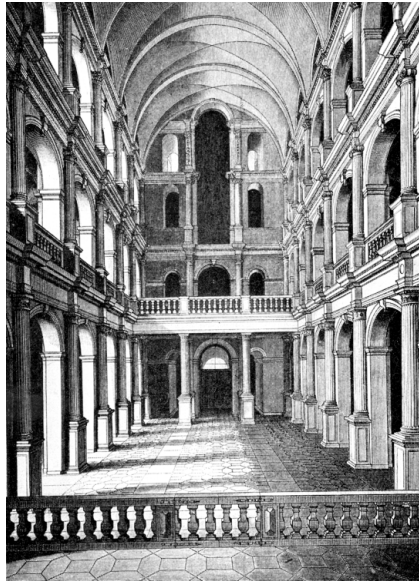


Abb. 11: Würzburg, kath. Universitätskirche. Mittelschiff von Osten, Holzschnitt nach 1863 (Reinhard Helm, *Die Würzburger Universitätskirche 1582-1973*, Neustadt a.d. Aisch 1976, Abb. 28)

Die Kölner Jesuitenkirche entspricht also keinesfalls einem festen, für ganz Deutschland verbindlichen Schema, sondern schlägt einen ganz individuellen Ton an, der weiter der Erklärung harrt.

Wenden wir uns somit abschließend der vierten These zu, die sich heute wohl der größten Zustimmung in der Forschung erfreut: Man könnte sie als These einer „programmatisch retrospektiven Stilwahl“ durch die Jesuiten bezeichnen. Diese Deutung, die unter anderem von Heinrich Klotz³⁸ oder Norbert Nußbaum³⁹ vertreten wird, geht sicher zu Recht davon aus, dass schon die Zeitgenossen die signifikanten Unterschiede der Kölner Jesuitenkirche zu landläufigen Formen der ‚Nachgotik‘ als ein bewusstes und demonstratives Historisieren wahrnahmen.

³⁷ Barbara Schock-Werner, Stil als Legitimation. „Historismus“ in den Bauten des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter v. Mespelbrunn, in: Kurt Löcher (Hg.), *Retrospektive Tendenzen in Kunst, Musik und Theologie um 1600. Akten des interdisziplinären Symposiums 30./31.03.1991, Nürnberg 1991*, S. 51-81; Wolfgang Schneider, *Aspectus Populi. Kirchenräume der katholischen Reform und ihre Bilderordnung im Bistum Würzburg*, Regensburg 1998.

³⁸ Heinrich Klotz, *Geschichte der deutschen Kunst*, Band 3: *Neuzeit und Moderne 1750-2000*, München 2000, S. 38 verweist darauf, dass „[...] manche Jesuitenkirche des 17. Jahrhunderts in Deutschland den gotischen Stil gezielt als Bedeutungsträger mit Verweis auf die christliche Kirchentradition sowie als Absage an den Protestantismus einsetzte.“

³⁹ Norbert Nußbaum, *Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik. Entwicklung und Bauform*, Köln 1985, S. 309 zur Gotik der Kölner Jesuitenkirche: „Dem Orden der Gegenreformation galt sie offenbar als Baustil, in dem sich die katholische Glaubenseinheit der vorreformatorischen Kirche widerspiegelte, um dessen Pflege man sich bemühte.“

Michael Schmidt führt in seiner 1999 erschienenen Eichstätter Dissertation zur Deutung dieser speziellen Art der 'Nachgotik' den hilfreichen Begriff der „Historizität“⁴⁰ ein, d.h. einen demonstrativen Rückgriff auf historische Formen in rhetorisch-programmatischer Absicht. Schmidt unterscheidet somit im Gegensatz zu Hipp zwischen einem lediglich traditionalistischen Festhalten an gewohnten Schemata – hierfür könnte Wolfenbüttel stehen – und der absichtsvoll-zitathaften Verwendung historisierender Formen, die als fremdartige, antiquierte Elemente erkannt werden sollten: „Hier verkörpert der Kirchenraum einen Baukörper modernster Prägung [...] Die gotisierenden Formen dienen ‚lediglich‘ dazu, den Gläubigen den Gedanken einer ununterbrochenen Kontinuität des katholischen Glaubens, wider die Reformation, zu suggerieren. Aus diesem Grunde wird der frühbarocke Raum mit gotisierenden Formen und Zitaten verkleidet“.⁴¹

Schmidts These wirkt auf den ersten Blick bestechend, denn sie erklärt im Sinne von Sedlmayrs „Strukturanalyse“, was sonst unerklärlich erscheint. Dennoch melden sich auch hier Zweifel: Wenn die Lesart ‚Gotisch = Katholisch‘ tatsächlich schon im 17. Jahrhundert plausibel erschien, so müsste dies eine differenzierte Haltung beider Konfessionen gegenüber dem gotischen Erbe zur Folge gehabt haben. Hier macht sich wieder das beredte Schweigen der Schriftquellen störend bemerkbar: Wäre diese Denkweise den Zeitgenossen tatsächlich selbstverständlich gewesen, so müsste sich doch einmal in einer Tagebucheintragung eines Gottesdienstbesuchers, dem befriedigten Kommentar eines Ordensoberen, der kritischen Reflexion eines Architekturtheoretikers ein Hinweis auf diese ‚konfessionelle Lesart‘ finden?

Ein Blick über die Grenzen bestätigt dagegen Schmidts Interpretation. In Frankreich und Italien finden sich gerade im 17. Jahrhundert zahlreiche Belege dafür, dass die Zeugnisse mittelalterlicher Kunst als Ausdruck und Bestätigung katholischer Identität verstanden wurden.

In Rom haderte man über den bevorstehenden Verlust der verbliebenen östlichen Joche des Langhauses von Alt-St.-Peter: Obwohl sich zuletzt die Abriss- und Neubaufraktion durchsetzte, wurde das Aussehen der verschwundenen konstantinischen Basilika doch zumindest in einem Manuskript des Kirchenhistorikers Giacomo Grimaldi von 1620 mit dem bezeichnenden Titel *Instrumenta autentica* festgehalten,⁴² um den Bau als Beleg der vom Papst beanspruchten ununterbrochenen apostolischen Sukzession zumindest zu dokumentieren.

In Frankreich wurde unter Ludwig XIV., der in Versailles ganz andere Stilvorlieben zeigte, in jahrzehntelanger Bemühung die von den Hugenotten im Jahr

⁴⁰ M. Schmidt (Anm. 20) S. 268, 289f.

⁴¹ M. Schmidt (Anm. 20) S. 252f.

⁴² Vatikanische Bibliothek, Cod. Barb. Lat. 2733; siehe Gabriele Bickendorf, *Die Historisierung der italienischen Kunstbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin 1998, S. 68f.

1568 zerstörte Kathedrale von Orléans in perfekter gotischer Stilangleichung wieder aufgebaut. Als der Sonnenkönig 1690 den Grundstein zur Fassade legte, ließ er den ursächlichen Zusammenhang von ‚nachgotischem‘ Wiederaufbau und Ketzervertreibung sogar in der Inschrift festhalten.⁴³

Falls eine eindeutige konfessionelle Konnotation mittelalterlicher Kirchen auch in Deutschland Gültigkeit beanspruchen könnte, so müssten die hiesigen Protestanten einen deutlichen Widerwillen gegen das gotische Erbe verspürt und vermutlich auch gezeigt haben. Dies lässt sich jedoch nicht nachweisen, sondern vielmehr widerlegen.

Im reformierten Straßburg, vor dessen Toren Christoph Wamser seine erste gotisierende Jesuitenkirche in Molsheim errichtet hatte, waren die Stadtoberen unverändert stolz auf ihren gotischen Dom, wie der erste, 1617 zum Reformationsjubiläum [!] erschienene Münsterführer des evangelischen Dekans Oseas Schadaeus belegt.⁴⁴ Im lutherischen Bayreuth ging man sogar so weit, nach dem Brand der Stadtkirche im Jahre 1611 diese in stilreinen gotischen Formen wiederherzustellen, anscheinend ohne damit ein prokatholisches Zeichen setzen zu wollen.

Warum gelang es in Deutschland den Katholiken nicht, die Gotik als ihren ureigensten Stil zu beanspruchen? Der entscheidende Grund liegt darin, dass die deutschen Protestanten reformierter Ausrichtung zwar Bilder- aber keine Kirchenstürmer waren. Das belegt ein Blick auf den traurigen Rest des Karg-Epitaphs von Hans Multscher im Ulmer Münster,⁴⁵ das als Privaltar, also als ein zur Idolatrie verführendes Götzenbild, radikal ausgetilgt wurde, während das prachtvoll geschnittene Chorgestühl, die reich skulptierten Portale, ja selbst das funktionslos gewordene Sakramentshaus ungeschoren davon kamen, weil zu ihnen nicht oder nicht mehr gebetet wurde: Diese gotischen Relikte waren ungefährlich geworden; die Kirchen selbst wurden als nützliche und schöne Bauten für den Predigtgottesdienst selbstverständlich und ohne Skrupel weiter genutzt.

⁴³ [...] *Ludovico Magno XIV hujus basilicae restauratore munificentissimo haeresi Calviniana a cujus sequacibus destructa fuerat basilica intra Galliarum fines feliciter extincta*. Hier zit. nach L. Sutthoff (Anm. 20) S. 339. Zu Orléans siehe Georges Chenesseau, *Ste-Croix d'Orléans. Histoire d'une cathédrale gothique réédifiée par les Bourbons 1599-1829*, 3 Bde., Paris 1921.

⁴⁴ [Oseas Schadaeus], *Summum Argentoratensium templum: Das ist: Auszfürliche und Eigentliche Beschreibung des viel künstlichen, sehr kostbaren und in aller Welt berühmten Münsters zu Straßburg, auch alles dessen, so an und in demselben Denckwürdiges zu sehen: Mit schönen Figuren und beigefügten unterschiedlichen Kupferstücken geziert: Jetztmahls zum Ersten, seinem vielgeliebten Vaterland und Teutschen Nation zu Ehren in Truck verfertiget*, Straßburg 1617. Vgl. L. Sutthoff (Anm. 20), S. 176ff, 324, 388.

⁴⁵ Abbildung in Ulrich Söding, Hans Multscher. *Der Sterzinger Altar*, Bozen 1991, S. 20, Abb. 12.

Noch liberaler verhielten sich die in Deutschland tonangebenden Lutheraner.⁴⁶ Schon der Reformator selbst hatte in seiner Auseinandersetzung mit Karlstadt erkannt, dass der ‚Bildersturm‘ – das Wort stammt von Luther selbst – nur einer Seite nutzte, nämlich den altgläubigen verstockten Bilderverehrern, weil es ihnen Grund zu Ärgernis und Empörung gab: In seiner Predigt vom 11. März 1522 gegen Karlstadts voreilige Wittenberger Kirchenreinigung sagte der Reformator prophetisch voraus: *So wiltu zuffaren und ein rumor anrichten, die altar zerbrechen, die bilder weyk reyssen. Meynst du die bilder durch die weyß auß zutilgen? Neyn, du wirst sie wol stercker auffrichten durch diese weyse.*⁴⁷

Die Lutheraner ordneten die Bilder in weiser Zurückhaltung dem Bereich der sog. *Adiaphora* zu, das heißt der von Gott bewusst nicht vorgeschriebenen Dinge, die in das Ermessen der jeweiligen Gemeinde gestellt seien. Wo die Bilder nicht angebetet wurden, durften sie bleiben und konnten sogar nützlich sein, dienten sie doch der Belehrung und als *Biblia Pauperum*, als Bibel der Leseunkundigen. So kommt es, dass es in ganz Süddeutschland keinen so vollständig mit aller Ausstattung erhaltenen spätgotischen Kirchenraum mehr gibt wie die Nürnberger Lorenzkirche: Da die Stadt nach 1525 stets lutherisch blieb, wurde kein gotischer Altar, kein Madonnenbild zerschlagen oder demontiert. Selbst ein so demonstrativ ‚katholisches‘ Werk wie Veit Stoß’ ‚Englischer Gruß‘ wurde nicht entfernt, sondern blieb einfach an seinem Ort, durch eine sackartige Schutzhülle dauerhaft den Blicken entzogen.⁴⁸

Auch bei ihren Neubauten zeigten die Lutheraner nicht die geringste Scheu vor der Gotik, im Gegenteil: Schon die erste neu errichtete Kirche des evangelischen Glaubens, die von Martin Luther 1540 eingeweihte Schlosskapelle von Torgau in Sachsen, besaß ein gotisches Netzgewölbe. Die 1627-1631 für die evangelische Reichsstadt Regensburg neu erbaute Dreieinigkeitskirche (Abb. 12) wurde als stützenloser Emporensaal modernster Bauart genauestens auf den lutherischen Ritus zugeschnitten, erhielt aber paradoxerweise ein ‚Netzgewölbe‘, dessen nachgotische ‚Rippen‘ völlig funktionslos und rein dekorativ auf die hölzerne Tonne stuckiert wurden.

Nun fragt es sich, wie in einem solchen Umfeld ein in gotischen Formen errichteter Bau wohl als gegenreformatorisches Fanal hätte verstanden werden können? Welcher Katholik, geschweige denn welcher Protestant, falls er sich zufällig ins geschlossen katholische Köln verirrte, hätte die von heutigen Autoren

⁴⁶ Johann Michael Fritz, Die bewahrende Kraft des Luthertums. Mittelalterliche Kunstwerke in evangelischen Kirchen, Regensburg 1997.

⁴⁷ Dr. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe), 10. Abt., Bd. 3, Weimar 1905, 2. Aufl. Graz 1966, S. 26-30.

⁴⁸ Cécile Dupeux / Peter Jezler / Jean Wirth (Hgg.), Bildersturm – Wahnsinn oder Gottes Wille? Kat. d. Ausst. Bernisches Historisches Museum / Musée de l’Oeuvre Notre-Dame Strassburg, 2. Aufl. Zürich 2000, S. 90-97.



Abb. 12: Regensburg, Ev. Dreieinigkeitskirche. Langhaus von Osten (Walter Boll, Regensburg, München 1955, Taf. 83)

so feinsinnig aufgespürte konfessionelle Botschaft der Stilwahl verstanden? Hiermit erklärt sich auch das Schweigen der Quellen: Die vermeintlich erzkatholische „Historizität“ der Kölner Jesuiten taugte einfach nicht zur konfessionellen Abgrenzung.

Wirft man einen Blick in die umfangreiche konfessionelle Kontroversliteratur der Zeit, in Flugschriften und Selbstrechtfertigungen, so erklärt sich dieses Phänomen aus dem Selbstverständnis der de facto neu sich formierenden Konfessionen: Beide Seiten, Protestanten wie Katholiken, beanspruchten jeweils die „Alte“, das heißt althergebrachte, urchristlich fundierte, die besten Traditionen fortsetzende „apostolisch-evan-

gelische Kirche“ zu sein.⁴⁹ Keine Glaubensrichtung war bereit, die Gotik als den von der Tradition legitimierten und somit legitimierenden deutschen Kirchenbaustil allein der anderen Seite zu überlassen.

Im Lichte dieser Debatte sollte Hipps These von der ‚Nachgotik‘ als deutscher sakraler Renaissancestil korrigiert und präzisiert werden: Nicht die Wiedergeburt der Antike beschäftigte die Kirchenbauer im Reich, sondern die erhoffte Wiedergeburt des einen, wahren, christlichen Glaubens: ‚Nachgotik‘ als Baustil der Konfessionalisierung, nicht einer Konfession.

Dennoch ist an Schmidts These festzuhalten, dass die gotischen Elemente der Kölner Jesuitenkirche viel zu auffällig, viel zu gewollt und absichtlich wirken: Sie müssen zeichenhaft intendiert und verstanden worden sein. Aber was genau wollten sie sagen? ‚If architecture is a medium, what is the message?‘ – müsste man, Marshall McLuhan paraphrasierend, fragen?

⁴⁹ Johannes Burkhardt, Alt und Neu. Ursprung und Überwindung der Asymmetrie in der reformatorischen Erinnerungskultur und Konfessionsgeschichte, in: Peter Burschel / Mark Häberlein u.a. (Hgg.), Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhardt zum 65. Geburtstag am 10. April 2002, Berlin 2002, S. 152-171.

Hier hilft nur ein erneutes und genaues kunsthistorisches ‚Quellenstudium‘, also eine vergleichende Betrachtung des Bauwerks selbst.

Schmidt ist zu widersprechen, wenn er die Jesuitenkirche als modernen Barockraum mit gotischen Applikationen beschreibt. Das Gegenteil ist der Fall: Raumtyp und Grundriss-Schema lassen sich zweifellos aus der Kölner gotischen Tradition ableiten, wie ein Vergleich mit St. Ursula oder St. Severin belegt. Das bestätigt auch der Aufriss: Der Typus der Emporenbasilika ist schon an der 1513 begonnenen, im 2. Weltkrieg zerstörten Kölner Peterskirche⁵⁰ (Abb. 13) zu finden. Die Jesuitenkirche greift also tatsächlich auf regionale Bautraditionen aus der Zeit unmittelbar vor der Glaubensspaltung zurück, bleibt hierbei aber nicht stehen: Wamsers Stilformen erscheinen noch altertümlicher, sie wollen noch ‚gotischer‘ sein als die Kölner Spätgotik selbst, so spitz sind hier die Spitzbögen, so üppig kräuselt sich das Maßwerk der Brüstungen und der Fenster, so dicht ist das Rippennetz gewebt, so steil ragt das Mittelschiff empor.

Diese Beobachtung führt zurück zum Stichwort „Historizität“: Der Begriff ist bei Schmidt nicht unbedingt konfessionell konnotiert, sondern beschreibt lediglich

eine bewusste Imitation altertümlicher Stilformen, um Tradition zu suggerieren: Ähnliche Strategien finden sich auch im profanen Bereich, etwa bei den Fuggern.⁵¹ Neben dezidiert modernen Bauten wie den so genannten Badstuben im Augsburger Stadtpalais am Weinmarkt errichteten

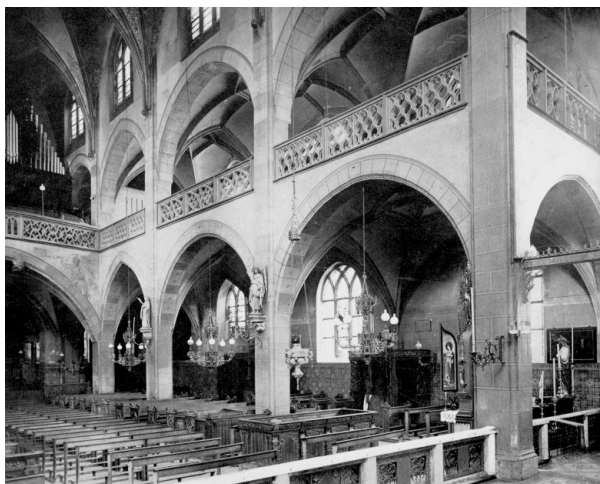


Abb. 13: Köln, Kath. Pfk. St. Peter. Emporen im Langhaus (Verbeek 1969, Abb. 112)

⁵⁰ Verbeek (wie Anm. 8) S. 65, Abb. 112.

⁵¹ Vgl. demnächst die Dissertation der Stipendiatin des Augsburger Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“, Sylvia Wölflé, zur Kunstpatronage der Fugger im 16. Jahrhundert. Zu Niederaltingen siehe M. Schmidt (Anm. 20) S. 118.

sie um 1575 auch ihren Landsitz Niederalffingen, der mit Türmen, Zinnen und Buckelquadern so tut, als stamme er – und damit das Patronatsgeschlecht selbst – aus uralter staufischer Zeit.

Die Fugger waren *homines novi*, die sich mit dieser Strategie im traditionalistischen Milieu von Adel und Patriziat zu behaupten versuchten. Die Jesuiten waren ein ebenso junger Orden im uralten, ‚heiligen‘, auf die reichsstädtische Autonomie sorgsam bedachten Köln. Welche „Botschaft“ hätten sie ausgesandt, hätten sie mit dem Geld einer ebenfalls ortsfremden Dynastie eine hochmoderne Kirche in italienischen Formen nach dem Münchner Vorbild von St. Michael errichtet? Immerhin hatte es noch 1570 während der mühsamen Bischofskandidatur des Wittelsbachers Ernst im Domkapitel geheißen: *Wir haben einmal gebaiert, wir wollen nimmer baiern!*⁵² Die Gesellschaft Jesu wollte im deutschen Nordwesten Vertrauen und Akzeptanz erringen, dazu gehören oder dieses zumindest glaubhaft suggerieren. Deshalb setzte sich der Jesuit Hermann Crombach 1654 wohl auch so vehement für die Vollendung des Domes ein.⁵³

Köln war und ist geprägt von Kirchen, welche die Spuren ihrer Jahrhunderte langen baulichen Entwicklung demonstrativ als Stilbrüche zur Schau tragen. Römische Fundamente, gotische Wände und romanische Türme gehören hier geradezu selbstverständlich zum Stadtbild. So erklärt sich auch die so merkwürdig unharmonische, den Stilbruch zelebrierende Hauptfassade der Jesuitenkirche (Abb. 2): Mit trotziger Absichtlichkeit durchschneidet das ‚gotische‘ Westfenster die Gebälke der ‚frühbarocken‘ Geschossteilung, um gerade das nicht Zusammengehörige von scheinbar alter Struktur und ‚neu aufgelegtem‘ barockem Dekor zu suggerieren. Ähnlich verhält es sich bei den so mutwillig ‚romanisch‘ gestalteten Türmen, von denen allenfalls der südliche einen romanischen Kern besitzt. Statt nun dieses Relikt zu modernisieren oder einfach neu zu bauen, wurde seine symmetrische Ergänzung 1689 im identischen romanischen Stil und somit kontrastierend zum barock-gotischen Mittelteil der Fassade ausgeführt. Der am Ostchor angefügte Turm (Abb. 1) ist eigentlich ein typisch ‚jesuititisches‘ Element,⁵⁴ wurde hier aber ebenfalls in romanischen Formen gebildet, als sei er nicht gleichzeitig mit dem anschließenden pseudogotischen Hochchor entstanden. Welches

⁵² G. v. Lojewski (Anm. 13) S. 41, bezogen auf den Pfälzer Bischof Ruprecht (1463-80).

⁵³ Hans Peter Hilger in Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 16.

⁵⁴ Der ebenfalls an den Ostchor angebaute Turm der Münchner Jesuitenkirche St. Michael war während des Baus eingestürzt und führte zur Neuplanung und Verlängerung des Chores. Auf Vorschlag von P. Scheren S.J. wurde auch in Köln ein Chorturm nach dem Vorbild belgischer Jesuitenkirchen eingeplant. Siehe Wilfried Hansmann in Jesuitenkirche Köln (Anm. 7) S. 32; H. Hipp (Anm. 21) Bd. I, S. 877 belegt ähnliche Stildifferenzen an der ab 1673 erbauten Jesuitenkirche in Coesfeld. M. Schmidt (Anm. 20) S. 211-218 verweist auf die Beliebtheit romanischer Formen gerade bei Türmen, die zu „historisierenden Turmlandschaften“ wie rund um das Kloster Neresheim führen konnten.

Interesse die Ordensoberen selbst der Ausbildung architektonischer Details entgegenbrachten, belegt der im Januar 1625 nach Rom zur Entscheidung übersandte Streitpunkt, ob der Ostturm über seinem pseudoromanischen Unterbau noch ein barockes Achteckgeschoß tragen solle oder nicht.⁵⁵

Diese Beobachtung der sorgfältig inszenierten Stilbrüche setzt sich im Inneren fort: Die polygonalen Pfeilersockel, die gotischen Laibungen der Arkaden, die Profile der Vierungs- und Chorpfeiler und die Vermeidung jeglicher klassischer Säulenordnung an den Baugliedern simulieren gotische Konstruktionsprinzipien. Alle dekorativen Teile dagegen wie die Kanzel, die Konsolen und Heiligenfiguren, die Bekrönungen der Arkaden durch liegende Tugenden, die Altäre, das Mobiliar und die Beichtstühle scheinen aus einer späteren Ausstattungskampagne der Renaissance herzustammen, die Joseph Braun so charakterisiert: „Alle mittelalterliche Tradition ist gründlich abgestreift und das merkwürdigerweise in einer zur gleichen Zeit entstandenen Kirche, welche noch durchaus auf dem Boden der Gotik steht.“⁵⁶

In Molsheim, Wamsers erstem Bau (Abb. 6), finden sich solche demonstrativen Stilbrüche nicht. Auch die meisten anderen nachgotischen Kirchen beider Konfessionen bemühen sich eher um eine Verschmelzung beider Stilelemente als um ihre Kontrastierung. Insofern ist das „Märchen“ Gurlitts, der die in einem Zug errichtete Kirche als ‚barockisierten‘ Altbau deutete, nur allzu verzeihlich, ja mehr noch: Diese Lesart entspricht vermutlich ganz der Absicht der Erbauer, die ihre Kirche mithilfe fingierter Historizität nobilitieren wollten. Christoph Wamser wäre wohl sehr zufrieden über den lang anhaltenden Erfolg seiner ‚Pia fraus‘, seines frommen Betrugs durch jesuitische List gewesen.

Die hier gestellte Frage war eine doppelte: Besitzt die Stiloption ‚Gotik oder Renaissance‘ im deutschen Kirchenbau des 17. Jahrhunderts eine konfessionelle Konnotation, und ist die kunsthistorische Analyse eines Bauwerks in der Lage, den ‚Mediencharakter‘ von Architektur zu exemplifizieren?

Die erste Frage konnte eindeutig verneint werden: Dennoch muss die Stilwahl in diesem konkreten Fall, wie gezeigt werden sollte, als programmatisch verstanden werden, nämlich als geschickte, die Mittel der Illusion nicht verschmähende Inszenierung von Alter im Sinne von Tradition, Altehrwürdigkeit und (fingierter) lokalgeschichtlicher Verwurzelung.

Diese Präntation der jesuitisch-wittelsbachischen Bauherrenschaft wird nicht durch Schrift oder Bild, gefälschte Jahreszahlen oder leicht zu widerlegende Tatsachenbehauptungen vorgetragen, sondern durch ein eher informelles Zeichensystem, das durch bekannte Schemata beim Besucher der Kirche Assoziationen

⁵⁵ J. Braun (Anm. 20) Bd. 1, S. 77.

⁵⁶ J. Braun (Anm. 20) Bd. 1, S. 94.

von Altvertrautheit und (regionalem) Traditionalismus erwecken soll. Das Medium dieser subtil-sinnlichen, aber wirkungsvollen Botschaft ist die Sprache der Architektur selbst. Sie argumentiert nicht, um mit Clarke und Crossley zu sprechen, aber sie stellt demonstrativ eine Behauptung auf, die sich zugleich elegant einer konkreten Verbalisierung und eineindeutigen Festlegung entzieht. In dieser unterschwelligen persuasiven ‚Redeweise‘ liegt die besondere Leistungsfähigkeit des ‚Mediums Kunst‘, das daher zu Recht als zentraler Forschungsgegenstand einer interdisziplinär angelegten europäischen Kulturgeschichte gelten kann.

Buchrezensionen

Dirk Baecker (Hg.): Kapitalismus als Religion (Copyrights, Bd. 9). Berlin: Kadmos Kulturverlag 2003. ISBN 3-931659-27-5. 315 S. € 22,50

Während die private Universität Witten/Herdecke als Ganze nach wie vor Defizite erwirtschaftet und damit weit von der ursprünglich vollmundig angekündigten Profitabilität entfernt ist, erfreut sich deren Fakultät für das Studium fundamentale wachsender, im bescheidenen Umfang sogar Gewinn bringender Nachfrage. Welche Themen diese Nachfrage zu produzieren in der Lage sind, darüber legen u.a. die Titel der fakultätsoffiziösen Buchreihe Zeugnis ab, zu denen auch der vorliegende Band gehört. Es sind – dies sei am Rande vermerkt – dem kritisch historisch-sozialwissenschaftlich Interessierten durchaus vertraute Probleme und Aspekte, die allerdings vor allem im Marketing bewusst aktualisierend formuliert sind und inhaltlich einer deutlichen Engführung zugunsten der augenblicklich gegebenen historisch-gesellschaftlichen Konstellation unterliegen.

Die nach einer knappen Einleitung des Herausgebers zwölf Einzelbeiträge vor allem von deutschen, aber auch von in den USA und Russland tätigen Sozial- und Literaturwissenschaftlern gehen von der um 1920 von Walter Benjamin formulierten These aus, dass ‚der Kapitalismus‘ nicht nur – wie Max Weber meinte – zumindest ursprünglich in eine religiös bestimmte Methode des Lebensvollzugs eingebettet gewesen sei, sondern per definitionem eine religiöse Struktur aufweise bzw. essentiell eine Religion darstelle. „Historisch bestimmt dieser Nachweis die Reformationszeit als den Augenblick der Transformation von Christentum in Kapitalismus. Das impliziert, dass die ganze abendländische Geschichte als Entwicklung eines parasitären Verhältnisses begriffen werden muss: Der Kapitalismus entsteht als Parasit des Christentums und zehrt so sehr von dessen Kräften, dass schließlich das Verhältnis in eines der Identität umschlägt. Die neuzeitliche Geschichte des Christentums ist die des Kapitalismus“ (N. Bolz, S. 193). Haupt-sächliche Charakteristika der Religion Kapitalismus seien (1.) dessen Qualität als „reine Kultreligion“, d.h. sein Verzicht auf ein Dogma oder auch nur eine Theologie, (2.) die Konzentration dieses Kultus auf „die Ware“, (3.) dessen Operationsmodus als „verschuldender Kultus“ – die Konstitution alles „Lebendigen“ als nur noch geldlich ausgedrückter „Schuldzusammenhang“ – einschließlich der heils- bzw. universalhistorischen Umsetzung dieses Schuldzusammenhangs: „So wie der kapitalistische Kultus nicht entstöhnt, sondern verschuldet, so hofft der Kapitalismus als Religion nicht auf die Befreiung aus der Verzweiflung, sondern erwartet das Heil aus der Verstetigung der Verzweiflung zum Weltzustand. An die Stelle des Hoffens und Harrens tritt das Durchhalten“ (ebd., S. 196, 198), sowie (4.)

nicht zuletzt im Hinblick auf Nietzsche, dass dem Menschen des Kapitalismus „Gott verheimlicht werden muß, erst im Zenith seiner Verschuldung angesprochen werden darf“ (W. Benjamin, S. 16).

Grundsätzliche Kritik wird gegenüber diesen sperrigen Vorstellungen kaum vorgebracht. Vielmehr sind letztlich fast alle Beiträge bemüht, sie phänomenologisch zu vertiefen oder empirisch zu konkretisieren, mit teilweise nur sehr schwierig nachvollziehbarem, weil in postmoderner Sprachaufgequollenheit daher kommemdem, aber zumeist durchaus plausiblen Ergebnis. So liest sich beispielsweise der entsprechend illustrierte Traktat Birger P. Briddats zur Allegorese bürgerlicher Zivilreligion auf Banknoten des 19. und 20. Jahrhunderts überzeugend, auch wenn dessen Verknüpfung mit dem Verschuldungstheorem eher lose bleibt. Mikhail Ryklins Gegenprobe zum Kommunismus als Religion erscheint analytisch vertiefungsfähig, bietet aber allgemein historisch und spezifisch zur Wahrnehmung des Kommunismus durch Benjamin Erhellendes. Auch Werner Hamachers Erörterung des Komplexes „Schuldgeschichte“ vermittelt manches geschichtsphilosophisch Nützliches. Besonders wertvolle Munition für die Kulturkritik der Gegenwart stellt ferner Christoph Deutschmann bereit (vgl. besonders S. 173). Norbert Bolz liefert unter zu genereller Überschrift tatsächlich einen Beitrag zur Benjamin-Forschung, ebenso wie B.P. Briddat in seinem zweiten Aufsatz und William Rasch hinsichtlich der Frage nach dem Zusammenhang von Religion und Schuld. Demgegenüber arbeitet der Herausgeber schließlich doch einige grundsätzliche Aspekte heraus, die gegen die Annahme Benjamins von der Aufhebbarkeit der Religion im Kapitalismus sprechen, Religion vielmehr als „Spielverderber“ für den Kapitalismus ausweisen (S. 265).

Aus einer dritten kritischen historisch-geschichtsphilosophischen Einschätzung der Religion bzw. genauer des Christentums – Benjamin neben Marx und Weber – entwickeln die Autoren dieser Kollektion innovative und anregende Ansätze, die gerade kulturhistorisch unzweifelhaft bedeutsam erscheinen. In der medialen Positionierung und Realisierung ihres Diskussions- und Reflexionsangebots folgt ihr gemeinsames Produkt allerdings – je nach Geschmack: enttäuschender- oder beruhigenderweise – durchaus herkömmlichen Standards; auch die an der Privatuniversität betriebene Sozial- und Kulturwissenschaft muss sich im Argumentationsniveau und sprachlich akademisch-fachwissenschaftlich gerieren, eine von den sachlichen Gegebenheiten unabhängige, beliebige Heruntertransformation von Wissen für die Bedürfnisse des möglichst breiten Marktes ist eben nicht möglich.

Wolfgang E.J. Weber

Gerd Dicke, Klaus Grubmüller (Hg.): Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden: Harrassowitz in Kommission 2003. ISBN 3-447-04767-4. 299 S., 46 Abb. € 59,-

Seit Marshall McLuhan im Jahr 1962 sein Buch ‚The Gutenberg Galaxy‘ veröffentlichte und darin das Ende des Buchzeitalters heraufbeschwor, ist dem Übergang von der Handschrift zum Druck im 15. Jahrhundert von der medienwissenschaftlichen wie auch von der buchkundlichen Forschung eingehende Aufmerksamkeit zuteil geworden. Während die eine Seite jedoch die Differenzen zwischen den beiden Medien und die sich daraus ergebenden weit reichenden Veränderungen auf politischer, gesellschaftlicher und individueller Ebene hervorhebt, sieht die andere Seite im Buchdruck die Weiterführung des handschriftlichen Kopienwesens mit anderen technischen Mitteln und betont die bruchlose Kontinuität zwischen dem handgeschriebenen und dem gedruckten Buch. Fraglos löste die Typografie das Manuskriptwesen nicht schlagartig ab. Zunächst folgte das neue Medium – formal wie inhaltlich – der handschriftlichen Tradition, und erst allmählich wurden die ihm inhärenten Möglichkeiten erkannt und entwickelt. Nahezu anderthalb Jahrhunderte lang existierten die beiden Buchformen nebeneinander, wobei nicht nur der Druck durch die Handschrift, sondern umgekehrt auch die Handschrift durch den Druck geprägt wurde. Dieses Phänomen der Gleichzeitigkeit beider Medien im 15. und im 16. Jahrhundert behandelt nun der von den Altgermanisten Gerd Dicke und Klaus Grubmüller herausgegebene Sammelband, der die Beiträge zweier interdisziplinärer Tagungen des Mediävistischen Arbeitskreises der Herzog August Bibliothek aus den Jahren 1997 und 1998 vereint. Im Mittelpunkt stehen dabei die Wechselbeziehungen zwischen den Medien sowie deren unterschiedliche Funktionszuweisungen.

Bereits im ersten Aufsatz des Bandes, in dem der Kunsthistoriker Wolfgang Augustyn einen umfassenden Überblick über die Entwicklung der Handschriften- und Druckillustration im deutschsprachigen Raum liefert (S. 5-47), wird deutlich, dass es sich keinesfalls um eine Ablösung im Sinne einer einlinigen Transformation, sondern vielmehr um einen vielschichtigen Prozess handelt. So orientierte sich die Illustration früher Inkunabeln zwar noch unverkennbar an der Ausstattung von Handschriften, speziell an den lavierten Federzeichnungen so genannter Gebrauchshandschriften, aber auch die bebilderten Drucke ihrerseits dienten den Kodizes wiederum als Vorlage zur Illumination. Diese Wechselwirkung der beiden Medien nimmt Ursula Rautenberg in ihrer buchwissenschaftlichen Studie anhand von zwei ausgewählten Exemplaren genauer in den Blick (S. 167-202). Die Prachthandschrift für das Kölner Makkabäerkloster (Köln, Diözesanbibl., Cod. 271) etwa übernimmt getreu den Text ihrer gedruckten Vorlage und imitiert diese zudem in Schriftart, Layout und Ausstattung aufs Genaueste. Das Exemplar

des bei Franz Birckmann 1514 in Paris verlegten Missale ‚ad usum Coloniensis‘ (Darmstadt, LHB, W 5594/2) hingegen ist nachträglich derart überarbeitet worden, dass sich der Druck dem Erscheinungsbild einer Handschrift annäherte. Während die zusätzlich eingebundene, skriptografische Lage das Missale für den Gebrauch in St. Kolumba individualisierte, sind die Holzschnitte wie auch die Seitenränder aufwendig mit Deckfarben und Gold illuminiert bzw. ‚miniaturisiert‘ worden.

Die Frage nach den unterschiedlichen Funktionen von Handschrift und Druck stellt der Theologe Holger Flachmann explizit am Beispiel Martin Luthers (S. 121-140). Er kommt zu dem Schluss, dass die beiden Schriftmedien für den Reformator zwar keinesfalls schroffe Gegensätze darstellten, dass er jedoch klar in ihrer Anwendung unterschied. Einzig der Buchdruck war für ihn in der Lage, Öffentlichkeit herzustellen und literarische Überlieferung zu bewahren. Der Handschrift wies er dagegen dem privaten oder halböffentlichen Bereich zu. Sie eignete sich als spontanes Mittel, um „den Gedanken in seiner Genese zu unterstützen, ihn schriftlich etwa im Brief zu kommunizieren oder ihn als gesprochenes Wort festzuhalten“ (S. 138). Entsprechend habe Luther die Studenten seiner Vorlesungen immer wieder dazu aufgefordert, ihre gedruckten Bücher mit Anstreichungen und Randbemerkungen zu versehen. Deutlich wird dabei, dass Holger Flachmann den Begriff der Handschrift keinesfalls als Äquivalent für den handgeschriebenen Kodex in der Tradition der mittelalterlichen Manuskriptkultur verwendet. Er versteht darunter vielmehr das Handgeschriebene selbst, die handschriftliche Notiz oder den eigenhändig geschriebenen Brief. Dies greift jedoch zu kurz und überstrapaziert die dem Tagungsband zugrunde liegende Polarisierung von Handschrift und Buchdruck, denn im 16. Jahrhundert war der handschriftliche Kodex keineswegs völlig von dem gedruckten Buch verdrängt. Von Seiten konservativer Kreise wurde dem Manuskript als elitärem Medium sogar eine besondere Bedeutung zugemessen, wie der Mediävist Felix Heinzer aufzeigen kann (S. 141-166). So griff der begeisterte Bücher-, Kunst- und Raritätensammler Graf Wilhelm Werner von Zimmern, ebenso wie sein Neffe Froben Christoph von Zimmern, bei seinen Kompilationen historischer und literarischer Werke sowohl auf skriptografische wie auf typografische Vorlagen zurück. Die Form, in welcher er diese zusammenstellte, blieb jedoch die der Handschrift, da nur sie das Privileg exklusiven Wissens zumindest suggerierte. Und auch der Philologe Peter Ochsenbein konstatiert in seinen Ausführungen zur Gebetbuchliteratur im deutschsprachigen Raum an der Wende um 1500, dass sich der Großteil der Stunden- und Gebetbücher nicht im Druck, sondern in Manuskriptform erhalten hat (S. 105-119). Charakteristisch für diese Kodizes, die vornehmlich aus Frauenklöstern stammen, ist jeweils ihre Einzigartigkeit in Auswahl und Anordnung der Texte, was darauf zurückzuführen ist, dass sich die meisten geistlichen Frauen ihre Gebetbücher selbst kompiliert haben.

Gegenüber dem Philologen Hans Eideneier, der keine wesentlichen Unterschiede zwischen der handschriftlichen und der gedruckten Form griechischer Volksliteratur feststellen kann, da beide gleichermaßen für den mündlichen Vortrag gedacht waren (S. 263-279), macht der Musikhistoriker Martin Staehelin auf die Parallelüberlieferung skriptografischer und typografischer Figuralmusikalien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufmerksam, bei der jedem Medium eine dezidiert andere Funktion zugewiesen wurde (S. 229-261). Während großformatige Chorbücher, die alle beteiligten Teile einer Komposition auf den beiden nebeneinander liegenden Seiten beinhalteten, so dass eine ganze Chorgruppe etwa im Rahmen einer Messe davon singen konnte, in Manuskriptform hergestellt wurden, sind im Notendruck solche kombinierten Stimmenanordnungen nur selten realisiert worden. Es wurden vielmehr Einzelparte in so genannten Stimmbuchsätzen im kleineren Format gedruckt, die für das Musizieren und Singen im privaten Bereich konzipiert waren.

Bezeichnend sind auch die Ergebnisse, zu denen die Medizinhistorikerin Ortrun Riha bei ihrer vergleichenden Betrachtung von handschriftlichen Hausbüchern und gedruckter Hausväterliteratur gelangt (S. 203-227). So vereinen die mittelalterlichen Sammelhandschriften lose Textbausteine teilweise auch widersprüchlichen Inhalts, während die Drucke des 16. Jahrhunderts immer nur einen Vorschlag zur Lösung eines bestimmten Problems offerieren. Konkurrierende Empfehlungen oder Alternativvorschläge werden nicht mehr genannt, und auch die zugrunde liegenden Auswahlkriterien werden nicht dargelegt. Diese „oberflächliche Glättung“ scheint vornehmlich darin begründet, dass „die Autoren ihr Publikum nicht durch Problematisierung ihrer Ratschläge verunsichern wollten“ (S. 222). Es sollte zumindest der Eindruck erweckt werden, die Welt wäre mit Hilfe gewisser Tricks in den Griff zu bekommen – ganz so wie dies auch heute noch in der Unmenge von gedruckter Ratgeberliteratur unterstellt wird. Diese Popularisierung und Standardisierung laienmedizinischen Wissens sieht Ortrun Riha in enger Verbindung mit der gleichzeitig zunehmenden Spezialisierung und der Ausbildung von Fachwissen.

Am Beispiel von Stephan Fridolins ‚Schatzbehalter‘ und einigen Grafiken Albrecht Dürers befasst sich die Kunsthistorikerin Ulrike Heinrichs-Schreiber mit der Bedeutung von Bildern im Bereich der spätmittelalterlichen Laienfrömmigkeit (S. 49-104). In ausführlicher Bezugnahme auf die aristotelische Seelenlehre legt sie dar, dass dem 1491 gedruckten Erbauungsbuch ein komplexes mnemonisches Modell zugrunde lag, nach welchem die Holzschnitte den Betrachter in seiner Andacht anleiten und ihm den Weg zum rechten Gebet für sein Seelenheil weisen sollten; ein Konzept, das sich auch noch in den Kupferstichen Dürers, etwa dem berühmten Blatt mit dem Titel ‚Ritter, Tod und Teufel‘ von 1513, nachvollziehen lasse. Hierzu sei angemerkt, dass sich die Studie ohne Zweifel mit einem faszinierenden Aspekt spätmittelalterlicher Frömmigkeit auseinandersetzt. Dennoch bleibt

der Zusammenhang mit dem übergeordneten Thema des Sammelbandes – das Neben-, Mit- und Gegeneinander von Handschrift und Buchdruck – unklar. Zwar stellt das exemplarisch behandelte Werk eines der ersten großen Inkunabelprojekte des Nürnberger Drucker-Verlegers Anton Koberger in Zusammenarbeit mit der Werkstatt von Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff dar, es kennzeichnet sich jedoch dadurch, dass es von Stephan Fridolin unmittelbar für den Druck konzipiert wurde und – abgesehen von dem vorbereitenden ‚Skizzenbuch‘ – in keiner handschriftlichen Fassung überliefert ist. Offenbar wird Inkunabelillustration nach wie vor nur dann eingehende Aufmerksamkeit zuteil, wenn sie auf die großen Meister der Druckgrafik, wie etwa Albrecht Dürer, verweisen kann – selbst wenn im Zentrum des Interesses Fragen der Bildkonzeption und des Bildgebrauchs stehen.

Der Diskurs über den Wechsel von der Handschrift zum Buchdruck wird seit längerem intensiv geführt. Gleichwohl hebt sich der Wolfenbütteler Sammelband in vieler Hinsicht positiv von der bisherigen Forschungsdebatte ab. So steht nicht der Übergang oder die Ablösung des einen Mediums durch das andere im Zentrum des Interesses, sondern es werden die verschiedenen Formen der Koexistenz und der Konkurrenz näher beleuchtet. Entsprechend wird in den vielfältigen Aufsätzen immer wieder die Frage nach den sich wandelnden Aufgaben gestellt, die das handgeschriebene und das gedruckte Buch zu erfüllen hatten. Damit erhalten die Studien – obwohl an keiner Stelle explizit formuliert – eine besondere Aktualität, denn auch heute scheint die Typografie nicht völlig von den neuen Kommunikations- und Informationstechnologien verdrängt zu werden, jedem Medium wird vielmehr seine spezifische Funktion zugewiesen. Dankbar ist man den Autoren weiterhin dafür, dass sie größtenteils auf ausufernde medientheoretische Diskussionen verzichten, und ihre Schlüsse, für den Leser gut nachvollziehbar, aus der Analyse der jeweils vorliegenden Objekte ziehen. Wünschenswert wäre allerdings eine Einbettung des Themas in den wissenschaftlichen Horizont und einige Ausführungen zu der Programmatik der Tagung beziehungsweise des Buches in Form einer Einleitung gewesen, umso mehr als die beiden Herausgeber als Spezialisten auf diesem Gebiet gelten dürfen und hierfür geradezu prädestiniert gewesen wären. Bedauerlich ist weiterhin der relativ lange Zeitraum, der zwischen der Fertigstellung der einzelnen Aufsätze durch die Autoren und der tatsächlichen Drucklegung verstrichen ist. So konnte in den meisten Fällen Sekundärliteratur nach 1998 nicht mehr eingearbeitet werden. Dies schmälert jedoch die Verdienste des Sammelbandes nur am Rande. Er kann vielmehr als ein Musterbeispiel dafür gelten, wie fruchtbar ein Austausch ist, der ernsthaft und offen über die Fachgrenzen hinweg geführt wird.

Sabine Häußermann

Håkan Gunneriusson: Det historiska Fältet. Svensk historievetenskap från 1920-tal till 1957 (Studia Historica Upsaliensia 204). Uppsala: Uppsala Universitet 2002. ISBN 91-554-5283-3. 257 S.

Als der Unterzeichnende 1982 seine Dissertation zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft vorlegte, in deren Mittelpunkt die Frage nach der sozialen Verflechtung der Lehrstuhlinhaber für Geschichte stand, stieß diese Studie vor allem in der Bundesrepublik überwiegend auf Unverständnis und Ablehnung. Mittlerweile hat sich diese Situation verändert. Bereits 1996 würdigte der Basler Historiker Christian Simon den dort vertretenen prosopographischen Ansatz als „Schwelle zur Wissenschaftssoziologie“ (Christian Simon: *Historiographie. Eine Einführung*, Stuttgart 1996, S. 258ff.). Seither ist u.a. die Dissertation Thomas Etzemüllers zur Formierung und Durchsetzung der Heidelberger sozialgeschichtlichen Schule Werner Conzes erschienen, die sich in zentralen Teilen auf die damals entwickelte Perspektive stützt (Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001, S. 9f.). Und mit der vorliegenden, an der Historischen Fakultät der Universität Uppsala entstandenen Doktorarbeit hat der Netzwerkansatz in die skandinavische Historiographieggeschichte Eingang gefunden.

Wie alle anderen jüngeren Beiträge geht auch diese Erstlingsstudie freilich von einer grundlegend weiterentwickelten Konzeption aus. Mit dem Netzwerk-Ansatz verknüpft werden die Theorien des wissenschaftlichen Feldes, des kulturellen Kapitals und des Habitus Pierre Bourdieus, im Hintergrund spielen die Konzeption des Denkkollektivs von Ludwik Fleck und später Thomas S. Kuhns sowie Machtdefinitionen Michel Foucaults eine wichtige Rolle. Die zentrale Argumentation der sorgfältig aus breitem Archivmaterial gefertigten, ohne Verfügung über schwedische Sprachkenntnisse nur über die englische Zusammenfassung zugänglichen Analyse folgt jedoch der kritischen prosopographisch-wissenschaftssoziologischen Perspektive. Auch das räumlich und in seiner Dichte sich historisch wandelnde geschichtswissenschaftliche Feld Schwedens wurde im Untersuchungszeitraum von bestimmten Historikernetzwerken beherrscht, deren Kern wissenschaftliche Schulen bildeten, die Definitions- und entsprechende Leistungsbeurteilungsmacht beanspruchten und sich auf diese Weise erfolgreich reproduzieren konnten, infolge ihrer gesamtgesellschaftlichen Einbettung und Beeinflussung sowie ihres diskursiven und politischen Charakters jedoch gleichzeitig mittel- und langfristig innere Pluralität entwickelten. Zum übergreifenden Verdienst, diese Befunde für Schweden systematisch erarbeitet und damit dem internationalen Vergleich zugänglich gemacht zu haben, kommen weitere, hier nur anzudeutende spezifische Leistungen. So ist beispielsweise der Katalog der inneren Merkmale der Netzwerke deutlich erweitert und feiner differenziert, insbesondere um die Komponente der Vertrauensbildung und des Vertrauens bereichert,

hat der Aspekt der institutionellen und medialen Machtbasis in Gestalt der Verfügung über Professuren, Zeitschriften, Mittel usw. vertiefte Beachtung gefunden und findet der Leser hier eine in dieser Form neue, sehr plausible Gewichtung des Faktors Nationalismus bzw. nationale Loyalität für die Entwicklung des und im geschichtswissenschaftlichen Feld(es). Miteinbezogen und überzeugend aus den jeweiligen Bedingungen erklärt sind darüber hinaus die wechselnden historiographischen Konzeptionen und Ansätze, die keineswegs nur wissenschaftsinternen Dynamiken unterlagen, sondern auch z.B. mit der angestrebten oder tatsächlichen Ansprache des breiteren nationalen Publikums zu tun hatten. In politisch-ideologischer Hinsicht setzt der Verfasser den mit dem Ende des 2. Weltkriegs verbundenen Wandel sehr hoch ein; den etablierten rechtsnational-konservativen Schulen und Netzwerken sei es auch wegen ihrer mentalitären Verkrustung nicht mehr gelungen, sich diesem Wandel anzupassen, weshalb sie in die Defensive gerieten und den Konkurrenzkampf schließlich verloren. Nicht nur hier, sondern insgesamt ist die Argumentation des jungen schwedischen Historikers demzufolge weit von denjenigen entweder politisch-ideologisch oder rationalistisch-kognitiv verkürzten historiographiegeschichtlichen Darbietungen entfernt, die auch heute noch die einschlägige Forschung in Deutschland dominieren.

Wolfgang E.J. Weber

Michael Kaiser, Andreas Pečar (Hg.): Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtsträger und Favoriten im Umkreis der Reichsfürsten in der Frühen Neuzeit (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 32). Berlin: Duncker & Humblot 2003. ISBN 3-428-11116-8. 363 S. € 48,80

Der eine schon lange schmerzlich empfundene Lücke in der politischen Struktur- und Sozialgeschichte des Alten Reiches abdeckende Band enthält insgesamt 19 Beiträge. Seine beiden Herausgeber definieren und verorten ihren Gegenstand als spezifische Ausprägung eines europäischen Phänomens: „Ins Blickfeld sollen all diejenigen Personen gelangen, die [relativ dauerhaft, W.E.J. W.] auf die politische Entscheidungsfindung eines Fürsten in besonderem Maße Einfluß nehmen konnten“, also sowohl entsprechend aus ihren Kollegen herausgehobene Amtsträger als auch aus dem privaten Umfeld in eine politische Sonderrolle hineingewachsene Figuren, gemeinhin Favoriten genannt (S. 13). Sie versuchen ferner, hinsichtlich der jeweiligen Funktionsrolle(n) und Qualifikation(en) sowie im Vergleich mit dem literarisch und historisch bereits deutlicher profilierten Favoritenmodell einige typologische Aspekte zu entwickeln – ein vertiefungsfähiger Ansatz. Der Freiburger Ordinarius Ronald G. Asch stellt das Phänomen des Favoriten in den Mittelpunkt seiner Überlegungen; er skizziert es als unter bestimmten Umständen in einer Übergangsphase zum institutionalisierten Staat auftretendes, integrales

Element der westeuropäischen Hofkultur. Die Reihe der Einzelporträts im Reich eröffnet Alexander Jendorff (Gießen) mit einer Studie zu Hartmut XIII. von Kronberg (1517-1591), der sein Mainzer Hofmeisteramt „systemimmanent“ auf eine höchste Ebene bringen konnte, ohne zum kurfürstlichen Favoriten zu werden oder werden zu können (S. 57). Holger Thomas Gräf (Marburg) beleuchtet überzeugend das Verhältnis Landgraf Moritz von Hessen-Kassel zu dessen Generalaudienzierer und „hessischem Strafford“ Wolfgang Günther mit dem Ergebnis einer Bekräftigung des Forschungsstandes, dass hier eindeutig der Fall eines Favoriten – im doppelten Sinne – vorlag. Marcus Leinfeld (Bonn) arbeitet die auch im zeitgenössischen Sprachgebrauch fassbare Doppelrolle Ferdinand Graf von Plettenberg und Wittens als Premierminister und Favorit des Kölner Kurfürsten heraus. Nicht mit einem „Zweiten Mann“, sondern mit einer ‚Ersten Frau‘, nämlich der Gräfin Cosel als Favoritin Augusts des Starken, befasst sich Frank Göse (Potsdam); besonders verdienstvoll ist hier die Beifügung zweier die jeweiligen Positionen schematisch verifizierender Diagramme. An ihn schließt sich Jürgen Luh (Potsdam) an mit einer Untersuchung des Premierministers und Favoriten Graf Heinrich von Brühl im Sachsen Augusts II. und III. Sybille Oßwald-Bargende (Stuttgart) begreift ihre gerade in ihren historiographiekritischen Teilen sehr überzeugende Analyse des Aufstiegs und Falls der württembergischen Favoritin Christina Wilhelmina von Grävenitz als Fallstudie zum Strukturphänomen des Mätressentums. Peter H. Wilson (Sunderland) blickt ebenfalls auf Württemberg; er bietet eine vielfach analytisch vertiefte neue Betrachtung des Schicksals Joseph Süß Oppenheimers. Maximilian Lanzinner (Bonn), Alois Schmid (München) und Walter Demel (ebenfalls München) porträtieren die bekanntesten „Zweiten Männer“ Bayerns neu, nämlich Wilhelm Jocher, Alois von Kreittmayr und natürlich Montgelas; ihre Fälle lassen eine Verbindung des Favoritenmodells – Aufstieg durch Fürstensympathie und -gunst – mit dem Amtsträgertypus – allmähliche Höherpositionierung kraft Kompetenz und Leistung – im bürgerlichen Juristenpolitiker erkennen. Brandenburgische Fälle führen Ulrich Kober (Marburg), Michael Rohrschneider (Bonn) und Michael Kaiser (Köln) vor, nämlich Graf Adam von Schwarzenberg, Otto von Schwerin und Eberhard von Danckelmann. Besonders U. Kober legt seinen Ausführungen breite Quellenstudien zugrunde; alle Porträts markieren mithin den neuesten Forschungsstand zu diesen im preußischen Geschichtsbild nur teilweise angemessen präsenten Akteuren. Die letzte Sektion vereinigt Studien zu einschlägigen Fällen im Habsburger Bereich. Christoph Kampmann (Marburg) steuert eine Studie zu Wallenstein bei, die sich durch ein besonders hohes Reflexionsniveau und verstärkte Bezugnahme auf die zeitgenössische Favoriten- und Premierministerdebatte auszeichnet. Stefan Sienell (Wien) vermehrt unsere Kenntnis der Ersten Minister Kaiser Leopolds I., also Johann Ferdinand von Portias und Wenzel Eusebius von Lobkowitz. Andreas Pečar (Rostock) führt mit Johann Michael Graf von Althann (gest. 1722) einen in diesem

Falle kaiserlichen Favoritentyp vor, der über kein formales Amt verfügte, aber nichtsdestotrotz oder in mancher Hinsicht gerade deshalb entscheidenden Einfluss entfalten konnte. Franz A.J. Szabo (Edmonton) schließlich bestimmt die Rolle Staatskanzlers Wenzel Anton von Kaunitz im Bezugfeld von Favoritenwesen, Premierministeramt und der Funktion eines ‚dritten Staatsoberhaupts‘ neu.

Der Verdienst der Porträtstudien liegt vor allem in der Aktualisierung und Vervollständigung der jeweiligen Biographien. Das analytische Anliegen des Bandes und der ihm zugrunde liegenden Tagung ist zwar überall mehr oder weniger stark berücksichtigt, hätte aber oft durchaus entschiedener einbezogen werden können. Insbesondere ist schade, dass auf die das Phänomen begleitende zeitgenössische politische Debatte und politiktheoretische Diskussion zumeist nur ansatzweise eingegangen werden konnte. In der Steuerung der Wahrnehmung und Einschätzung durch überlieferte und aus Westeuropa übernommene Modelle, wie sie teilweise angesprochen werden, sowie in den jeweils aktuellen juristisch-politischen Versuchen, das Phänomen zu verorten und damit bewertbar zu machen bzw. fundiert zu werten, hätte jedenfalls noch manche kulturhistorische Erkenntnischance gelegen.

Wolfgang E.J. Weber

Kurt Kluxen: England in Europa. Studien zur britischen Geschichte und zur politischen Ideengeschichte der Neuzeit, hg. von Frank-Lothar Kroll (Historische Forschungen, Bd. 77). Berlin: Duncker & Humblot 2003. ISBN 3-428-10599-0. 386 S. € 62,-

Der Band enthält ein Porträt und insgesamt 21 Aufsätze des am 16. April 2003 im Alter von 91 Jahren verstorbenen ehemaligen Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg. Er ist durch ein zweiseitiges, den beruflichen Lebensweg und das Werk des Verfassers knapp skizzierendes Vorwort des Herausgebers eingeleitet; bei ihm dürfte es sich um einen sich selbst als solchen begreifenden akademischen Schüler des Autors handeln.

Die in gewisser Weise an die Festschrift von 1996 anschließende Kollektion soll „eine repräsentative Auswahl von Beiträgen aus [dem] Gesamtœuvre“ des Verfassers bieten, „von denen einige stark in die Forschung hineingewirkt haben und aufgrund ihres anregenden, auch methodisch innovativen Charakters heute als wissenschaftliche ‚Klassiker‘ gelten können“ (S. 5). Sie sind auf Sektionen verteilt, deren erste mit „Politische Ideengeschichte der Frühen Neuzeit“ überschrieben ist; diese enthält Studien zu Machiavelli, Morus, Bossuet, Locke und zur Balanceidee des 18. Jahrhunderts sowie zur Ideen- und Forschungsgeschichte der Französischen Revolution. Die zweite Sektion vereint ebenfalls vorwiegend ideengeschichtliche Beiträge zur „Problematik und Geschichte des Parlamentaris-

mus“, darunter ein Aufsatz zur Herkunft der Idee der Gewaltentrennung, mit Bezug naturgemäß vor allem auf England. Ausdrücklich auf die „Geschichte Englands“ ausgerichtet sind die jetzt stärker – aber nicht ausschließlich – politik-historischen Studien der anschließenden dritten Sektion; die Spannweite reicht vom Verhältnis der anglikanischen Staatskirche zum Nonkonformismus und der Glorious Revolution 1688/89 über mehrere ideengeschichtliche Analysen des englischen 18. Jahrhunderts bis zur Geschichte des Adels ebenfalls in dieser Epoche. Die vierte und letzte Sektion bilden ebenfalls wieder teilweise auf den britischen Fall bezogene Beiträge zu den „Geistige[n] und politische[n] Formkräfte[n] des 19. Jahrhunderts“. Zweimal werden hier die historischen Leistungen Prinz Alberts von Sachsen Coburg und Gotha, des Prinzgemahls der Königin Viktoria, untersucht, eine Betrachtung gilt dem Verhältnis von Kirche und Nationalstaat in Europa, eine weitere den sozialen und wirtschaftlichen Faktoren der Reichsgründung 1870/71.

Es ist gewiss von Vorteil vor allem für den England- und Parlamentarismushistoriker, einen Teil der von dem Schüler Theodor Schieders zu diesem Forschungsgebiet beigesteuerten, in manchen Fällen tatsächlich „klassisch“ gewordenen Aufsätze in einem einzigen Band zur Verfügung zu haben. Andererseits sind diese zwischen 1950 und 1993 – mit Schwerpunkt in den 1960er Jahren – verfassten Beiträge ursprünglich fast ausschließlich an bequem zugänglichem Ort erschienen. Aus der heutigen Sicht, insbesondere nach 1990, lesen sich zudem manche Passagen gerade nicht mehr besonders „anregend“, so etwa der Schluss des Beitrags zu Kirche und Nationalstaat im 19. Jahrhundert (S. 343) und des letzten, erstmals 1976 veröffentlichten Aufsatzes (S. 383f.). In anderen Fällen, so etwa bei den Beiträgen zur Machiavelli- und Lockeforschung, würde der doch merkbare Abstand zum heutigen Forschungsstand z.B. den Veranstalter historischer Seminare zögern lassen, die Ausführungen zur Pflichtlektüre zu erheben. Was als hiervon unberührter Veröffentlichungszweck bleiben würde, wäre mithin die historiographiegeschichtliche Memoriabildung. Dafür hätten jedoch nach der unmaßgeblichen Auffassung des Rezensenten in diesem oder jenem Fall andere Produktionen aus der Feder Kurt Kluxens herangezogen werden können; insbesondere im Bereich der Geschichtstheorie hat sich der Vertreter einer auch politisch-moralisch engagierten Geschichtswissenschaft, der im Übrigen offenbar auch ein ausgezeichneter, weniger konservativer als liberaler akademischer Lehrer war, merkbare Verdienste erworben.

Wolfgang E.J. Weber

Helmut Neuhaus, Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): Menschen und Strukturen in der Geschichte Alteuropas. Festschrift für Johannes Kunisch zur Vollendung seines 65. Lebensjahres, dargebracht von Schülern, Freunden und Kollegen (Historische Forschungen, Bd. 73). Berlin: Duncker & Humblot 2002. ISBN 3-428-10219-3. 456 S. € 98,-

Die mit einem Porträt versehene, im Untertitel offenbar bewusst traditionell gestaltete Festschrift umfasst nach der von den beiden Herausgebern auf das Werk (nicht die Biographie) des Jubilars fokussierten, knappen Gratulationsadresse 23 Einzelbeiträge und ein sechsseitiges Schriftenverzeichnis. Die Beiträge nehmen, wie die Herausgeber ausdrücklich deklarieren, Fragestellungen des insbesondere als Herausgeber des führenden deutschen Frühneuzeitorgans, der *Zeitschrift für historische Forschung*, bekannt gewordenen Jubilars auf „und verfolgen sie weiter“ (S. VI). So umfasst das thematische Spektrum real- und ideen-, politik-, verfassungs-, diplomatie- und kriegsgeschichtliche, gelegentlich auch theoretische und kulturgeschichtliche Studien überwiegend mikroperspektivischen Zuschnitts vom 15. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar bezogen mit einer einzigen Ausnahme ausschließlich auf den deutschen Bereich. Das historische Interesse des Geehrten an Frankreich kommt auf diese Weise nicht proportional zum Ausdruck. Noch problematischer erscheint vor diesem Hintergrund der Haupttitel; darüber, dass Alteuropa definitiv mehr als das deutsche Mitteleuropa umfasst, dürfte doch Konsens bestehen. Die Ehrengabe für den einflussreichen, verdienstvollen und persönlich höchst sympathischen, stets zuvorkommenden, langjährigen Ordinarius für Geschichte der Frühen Neuzeit belegt damit zumal angesichts der Tatsache, dass sich an ihr die meisten der mit Rang und Namen ausgestatteten deutschen (!) Frühneuzeithistoriker beteiligten, das Fortdauern eines Blicks auf die Frühe Neuzeit, der unbeschadet seiner Verdienste unbezweifelbar auch Schwächen aufweist.

Ebenso unzweifelhaft liegen freilich die meisten, hier nicht vollständig aufführbaren Einzelbeiträge weit über dem gefürchteten Festschriftniveau. Eberhard Isenmann rahmt seine breit angelegte Untersuchung zu Widerstandsrecht und Verfassung in Spätmittelalter und früher Neuzeit durch sehr einleuchtende europäische Seitenblicke ein. Heinz Schilling kann dem Erbe Karls V. für die deutsche Geschichte neue Aspekte abgewinnen und bietet in seinem leider allzu knappen Beitrag einige klare, nicht nur die Frühneuzeit betreffende kritische Einsichten. Harm Klueting steuert gewohnt souverän einen wertvollen Baustein zur Geschichte der mindermächtigen Reichsstände bei. Lothar Schilling arbeitet äußerst anregend symbolische und expressive Elemente französischer „ordonnances de réformation“ des 16. und frühen 17. Jahrhunderts heraus. Anton Schindling thematisiert neuartig Zusammenhänge zwischen der Erfahrung raschen Zeitwechsels und der Reichspolitik in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Andere weiterfüh-

rende friedens- und kriegsgeschichtliche Erkenntnisse stammen u.a. von Heinz Duchhardt, Johannes Burkhardt und Michael Sikora. Eine überzeugende Rekonstruktion der ‚empirischen‘ Kriegstheorie des Feldmarschalls Pappenheim liefert Michael Kaiser. Dem Herausgeber ist eine akribisch aus den Akten geschöpfte Darstellung der Wiedervereinigung Badens 1771, der Herausgeberin eine wie üblich tiefeschürfende Studie zur freilich vergeblichen Umdeutung einer Wahlkapitulation (hier: Mainz um 1790) in eine Landeskonstitution zu verdanken.

Explizite, systematische oder gar kritische Verknüpfungen mit spezifischen Argumenten des Jubilars nehmen nur sehr wenige bzw. gar keine dieser Beiträge vor. Eine Ausnahme bildet Heinz Schilling, der es listig versteht, den „Verriß“ einer seiner Monographien durch Johannes Kunisch in einer Tageszeitung in der ersten Fußnote seines Aufsatzes (S. 91) produktiv umzusetzen.

Wolfgang E.J. Weber

Wilhelm Ostwald: Lebenslinien – Eine Selbstbiographie. Nach der Ausgabe von 1926/27 überarbeitet und kommentiert von Karl Hansel (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Bd. 61). Stuttgart/Leipzig: Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kommission bei S. Hirzel 2003. ISBN 3-7776-1276-6. 626 S. zahlr. Illustrationen. € 104,–

Die großformatige, auf schwerem Glanzpapier gedruckte, mit einem üppigen Bildanhang versehene, korrigierte und historisch kommentierte Neuauflage einer der bekanntesten deutschen Wissenschaftlerautobiographien verfolgt nach Geleitwort, Vorwort, Einleitung und Kommentar offenbar einen mehrfachen Publikationszweck. Sie soll erstens die Erinnerung wachrufen bzw. wachhalten an einen der bedeutendsten deutschen Naturwissenschaftler des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts, dem 1909 sogar ein Nobelpreis, derjenige für Chemie, verliehen wurde. Zweitens soll das biographische Beispiel an die bisher glänzendste Epoche deutscher Naturwissenschaft gemahnen, an jene Zeit also, als diese Wissenschaft international führend war, von keiner anderen – wie durchweg formuliert wird – ‚nationalen‘ Wissenschaft ernsthaft herausgefordert wurde. Drittens lassen die zahlreichen direkten und indirekten Invektiven des Verfassers, dessen Geburtstag sich 2003 zum hundertfünfzigsten Male jährte, gegen die so genannten Geisteswissenschaften die Absicht vermuten, einer entsprechenden Position in der heutigen Universitäts- und Wissenschaftsdebatte Sukkurs zu verschaffen.

Ostwald wurde Anfang September 1853 in Riga geboren und studierte an der heimatlichen Universität Dorpat, wo er auch im sich rapide verselbständigenden und in der Disziplinenhierarchie mächtig aufstrebenden Fach Chemie erste An-

stellungen fand. Schon bald verschafften ihm die Förderung durch seine akademischen Lehrer und seine erwiesenen Leistungen eine Professorenstelle am örtlichen Polytechnikum, von wo er 1887 dank der üblichen Mischung aus Leistung, Erfolg und Beziehungen auf ein Ordinariat seines Faches (Chemie bzw. Physikalische Chemie) an der Universität Leipzig wechseln konnte. In der sächsischen Hauptstadt fand er ideale Bedingungen zur Verwirklichung seiner vielfach bahnbrechenden Ideen und Pläne, die auch Wissenschaftsorganisatorisches und die Wissenschaftskommunikation betrafen. Aus dem Bedürfnis, die auseinander strebenden Disziplinen der Naturwissenschaft in ihrem Zusammenhang neu zu bestimmen sowie offenbar aus privater Befassung mit Künsten erwuchs jedoch parallel auch eine zunehmend nachhaltigere Beschäftigung mit Naturphilosophie. Der dezidierte Verächter der etablierten Philosophie und jeglicher Philologie – lediglich die Geschichtswissenschaft in der Variante Karl Lamprechts kommt etwas besser davon – gründete in der Folge nicht nur eine eigene Zeitschrift zu diesem Fachgebiet, sondern entwickelte auch eine eigene Variante der Naturphilosophie, die sogenannte Energetik. Wenig später schickte er sich sogar an, sein bisher gepflegtes Fach vollständig zu verlassen. Nicht zuletzt beschleunigt durch im Rahmen eines internationalen Kongresses aller Künste und Wissenschaften anlässlich der Weltausstellung 1904 in St. Louis gewonnene Erfahrungen, wandte sich der an seiner Fakultät als tendenzieller Atheist oder zumindest entschiedener Dissident zunehmend weniger wohl gelittene, international dagegen hoch geschätzte Naturwissenschaftler Konzeptionen wie etwa einer Glückslehre zu. 1905 veranlasste ihn seine zunehmende Rastlosigkeit und Unzufriedenheit mit den Leipziger Verhältnissen dazu, das Angebot anzunehmen, erster deutscher Austauschpartner im Rahmen des von Kaiser Wilhelm begründeten deutsch-US-amerikanischen Professorenaustauschprogramms zu werden. Die Rückkehr 1906 fiel mit der Realisierung der selbst beantragten Pensionierung zusammen. Auch aufgrund bestimmter Vorstellungen über die Energieträchtigkeit des Lebens auf eigener Scholle kaufte sich der finanziell gut gestellte Chemiker und Naturphilosoph nunmehr in Großbothen bei Grimma ländlichen Besitz, auf dem in der Folge das bis heute existierende „Landhaus Energie“ (S. 419f.) entstand. Wissenschaftlich wandte sich Ostwald nicht ganz unabhängig von der neuen Lebensweise jetzt den „Naturgesetzen des Genius“, also einer Art biologistischer Wissenschaftssoziologie, zu. Von diesem Betätigungsfeld her ergaben sich Beiträge zur Schulkritik und Schulreform. Der emeritierte Leipziger Ordinarius unterzog nicht nur den vorherrschenden Latein- und den Sprachunterricht überhaupt einer vernichtenden Prüfung, sondern beklagte auch vehement die mit neun Jahren aus seiner Sicht viel zu lange Dauer des Gymnasiums (S. 435ff.). Andererseits beteiligte er sich zeitweilig aktiv an der Durchsetzung einer neuen Weltsprache und versuchte sich an einer Theorie der Ehre als Seitenstück zur Glückslehre. Um 1910 verstärkten sich seine Kontakte zum 1906 gegründeten Monistenbund, also derjenigen, in

Deutschland namentlich von Ernst Haeckel betriebenen Vereinigung, die erstmals mit einigem Erfolg im Bildungsbürgertum den Anspruch erhob, alle Weltphänomene systematisch naturwissenschaftlich erklären zu können, also über eine geschlossene naturwissenschaftliche Weltanschauung zu verfügen. Ostwald übernahm zeitweilig den Vorsitz des Verbandes und führte diesen jedenfalls nach seiner eigenen Darstellung zu ungeahnten neuen Erfolgen, bis der Ausbruch des Weltkrieges die Verhältnisse neu arrangierte. Sowohl den Bereich der Wissenschaftskommunikation und -organisation als auch eine Art Kultur- und Sozialreform durch Wissenschaft betraf das ebenfalls noch vor dem Weltkrieg mit initiierte Projekt der internationalen „Brücke“ (S. 511-523). Auch über intensivierte Befassung mit der Farbenlehre gelangte der nach wie vor international hoch geachtete Wissenschaftler schließlich sogar zu einem Kant nachvollzogenen „energetischen Imperativ“ (S. 524-536), dessen Anwendung auf die Energieverschwendung des Krieges ihn in die Nähe des Pazifismus rückte. Nichtsdestotrotz sah sich auch Ostwald bereits vor 1914 von Feinden umlagert, gesellte er sich zu den Kriegsfreiwilligen und war er noch zur Zeit der Abfassung der letzten Kapitel seiner Autobiographie davon überzeugt, dass diese Feinde gegen Deutschland einen „Kulturkrieg“ geführt hätten und weiter führten (S. 540ff.). Die Revolution lehnte er trotz gewisser Sympathien gegenüber der Sozialdemokratie wieder hauptsächlich aus energietheoretischen Gründen ab. Schon während des Krieges und umso stärker danach bildeten vielmehr farb- und harmonietheoretische Konzeptionen sein Hauptarbeitsgebiet, deren äußerst zurückhaltende öffentliche Rezeption ihrem Erfinder indessen nicht verborgen blieb. Gegen die von ihm beobachteten zeitgenössischen Rückfälle in Barbarei, Atavismus, Mystizismus, rauschhafte Glaubenserlebnisse und Gefühlskulte grenzte sich der zuletzt in seinem Garten glückliche Rationalist und Monist strikt ab. Neigungen zu den braunen Scharen entwickelte er nach dieser von der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft veranstalteten und maßgeblich finanzierten Edition also nicht.

Während Ostwalds fachwissenschaftliche Leistungen auch heute unbestritten sind, sind seine naturphilosophischen, biologistischen und rationalistischen Konzeptionen zu Recht nahezu vergessen. Die Neuauflage seiner Autobiographie erinnert mithin nicht nur an die Höhepunkte deutscher Wissenschaft um 1900, sondern auch an deren ideologische Dynamik, die heute lieber vergessen wird. Was die Beschwörung ‚nationaler‘ Wissenschaft betrifft, so legen die Erinnerungen des Baltendeutschen eher davon Zeugnis ab, dass wissenschaftlicher Erfolg grundsätzlich in keinerlei Abhängigkeit von Nationalzugehörigkeit steht, sehr wohl aber die Finanzierung von Wissenschaft und bestimmte Elemente der wissenschaftlichen und universitären Kultur staatlich-gesellschaftlichen und insofern gegebenenfalls auch nationalstaatlichen Vorgaben folgen. Mehr noch, Beschreibungen von Situationen vor dem Weltkrieg bekräftigen die Schädlichkeit nationaler Vorurteile und des Verhaftetseins in nationalen Bezügen, auch wenn National-

ehre als zusätzliche Motivation für wissenschaftliche Höchstleistung gelegentlich positive Wertung erhält. Ostwalds Wahrnehmung und Kritik der Geisteswissenschaften schließlich, denen er nicht nur Sinn- und Zweck- bzw. Nutzlosigkeit, sondern auch methodische Haltlosigkeit vorwirft, erscheinen teils zutreffend und teils falsch. Offenbar sowohl dem Verfasser als auch den Herausgebern verborgen geblieben ist allerdings, dass die aus der Kritik erschließbaren Gegenvorstellungen Ostwalds auch dessen Autobiographie selbst Legitimität und Nutzen entziehen würden. Aus mehr oder weniger zufällig entstandenen, unsystematischen, in Umgangssprache abgefassten Lebenserinnerungen eines einzelnen Wissenschaftlers einer vor der eigenen, entsprechend fortgeschrittenen wissenschaftshistorischen angesiedelten Periode ist Nützliches und Zweckvolles für die heutige Wissenschaft und Gesellschaft kaum zu lernen. Auch Ostwalds Erzählungen können deshalb höchstens nostalgische Bedürfnisse seiner unmittelbaren Anhänger und seiner Familie bedienen. Die moderne Kulturhistorie geht dagegen von anderen Prinzipien aus und wird diese materialreiche wissenschaftshistorische Quelle, deren Neuauflage dennoch nicht ganz einleuchtet, deshalb angemessen zu würdigen wissen.

Wolfgang E.J. Weber

Michael Pammer: Entwicklung und Ungleichheit. Österreich im 19. Jahrhundert (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 161). Stuttgart: Steiner 2002. ISBN 3-515-08064-3. 318 S. € 60,–

Die Habilitationsschrift setzt sich zum Ziel, Entwicklung und Ungleichheit im Österreich des 19. Jahrhunderts auf der Grundlage der Bevölkerungsentwicklung und der Entwicklung des Kapitalmarktes zu erfassen. Im ersten der in sieben Kapitel gegliederten Arbeit werden dazu Grundlagen gelegt, indem der Verfasser die für die Analyse von Entwicklung und Ungleichheit notwendigen Begriffe wie Lebensstandard und Vermögensverteilung diskutiert. Dieses sehr instruktive, weil subjektive und objektive Einflussfaktoren auf Entwicklung und Wohlstand abwägende Kapitel macht im Vorgriff auf die sich dann anschließenden Abschnitte deutlich, dass die Untersuchung Entwicklung und Ungleichheit beschreiben, nicht aber die Art der Ungleichheit in irgendeiner Weise messen bzw. bewerten kann und will.

Die Analyse der demographischen Entwicklung, die dem Grundlagenkapitel folgt, beschränkt sich nicht allein auf die Darstellung des tatsächlichen Bevölkerungszuwachses in den verschiedenen Regionen Österreichs; erfasst wird auch die Altersstruktur, die das wirtschaftliche Wachstum beeinflusst, denn ein hoher Anteil von Jugendlichen und Alten mit wenig Einkommen bzw. Vermögen fragt weniger Güter nach als die mittlere Generation mit höherem Einkommen. Berücksichtigt wird ferner die Geschlechterproportion, da das Einkommen von Männern

und Frauen und in Bezug auf die Berufsstruktur unterschiedlich hoch ist. Der Autor bezieht schließlich in einem umfangreicheren Unterkapitel die sektorale Struktur ein, d.h. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel sowie Öffentlicher Dienst und Sonstige, weil etwaige Verschiebungen auch die Vermögensverteilung beeinflussen können. Im Ergebnis dieser sehr differenzierten Vorgehensweise kann festgehalten werden, dass sich bei wachsender Bevölkerung zwischen 1830 und 1910 eine nicht unerwartete Verlagerung in der sektoralen Struktur von der Landwirtschaft zugunsten des Dienstleistungs- sowie gewerblich-industriellen Sektors vollzogen hat, wobei deutliche, nicht zu vereinheitlichende regionale Unterschiede festzumachen sind.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Verschuldung von Staat und Unternehmen, differenziert in Staatsschulden, sonstige öffentliche Schulden, Prämienschuldverschreibungen und Unternehmensschulden. Ein Vergleich der Anlageformen ergibt, dass sich zwischen 1879 und 1912 neben einem deutlichen Zuwachs bei Banken- und Industrieanleihen vor allem die Spareinlagen in Sparkassen u.ä. erhöhten.

Im Mittelpunkt des sich anschließenden Abschnitts über das österreichische Wirtschaftswachstum im 19. Jahrhundert stehen die Diskussion, welche Faktoren den Take-Off zur Industrialisierung determinieren, und die statistische Auswertung des Vermögenswachstums in den einzelnen Regionen Österreichs. Wie sich im folgenden Kapitel zeigt, nahm mit dem sich bis zum Ersten Weltkrieg verdoppelnden Vermögen auch die Ungleichverteilung zu. Das letzte Untersuchungskapitel befasst sich mit der Vermögensanlage, beispielsweise bei Banken oder in Edelmetall, wobei das Anlageverhalten bei großen Vermögen wie in Immobilien besser rekonstruierbar ist als beispielsweise in Bargeld. Deutlich wird ferner, dass sich im 19. Jahrhundert mit der Lebensversicherung und dem Sparguthaben zwei neue Anlageformen vor allem für die Unterschichten entwickelten, deren Gewichtung jedoch wegen ihres geringen Anteils nicht genau messbar ist.

Das abschließende Kapitel, das die Einzelkapitel nochmals in einen Gesamtzusammenhang stellt, rundet die nicht immer flüssig zu lesende, weil komplexes Zahlenmaterial beinhaltende Arbeit ab. Hier auch wird nochmals die Zielrichtung der Untersuchung klar, die manchmal in den Einzelkapiteln verloren zu gehen droht. Dies mag einerseits daran liegen, dass vertiefte mathematische Vorkenntnisse Voraussetzung zum Verständnis der statistischen Analysen sind. Zum anderen hätten Kurzzusammenfassungen am Ende der einzelnen Untersuchungsschritte die wertvollen Analyseergebnisse noch unterstreichen können. Denn keineswegs war bislang klar, wie in Österreich Wachstum und Ungleichheit korrelierten bzw. in wie weit die Industrialisierung eine ungleichere Verteilung der Vermögen in den Bevölkerungsschichten intendierte. Dies akribisch untersucht zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Habilitationsschrift.

Anke Sczesny

Stefanie Stockhorst: Fürstenpreis und Kunstprogramm. Sozial- und gattungsgeschichtliche Studien zu Goethes Gelegenheitsdichtungen am Weimarer Hof (Studien zur deutschen Literatur, Bd. 167). Tübingen: Niemeyer 2002. ISBN 3-484-18167-2. 341 S. € 48,-

Der bedeutendste deutsche Dichter der Neuzeit hat neben seinen großen Werken auch rund 70 lyrische und nichtlyrische Texte hinterlassen, die aus festlichem Anlass für verschiedene Mitglieder der Weimarer Herzogsfamilie verfasst wurden. Diese Gelegenheitsdichtung ist bisher noch nicht systematisch untersucht worden. Neuere Einzelstudien legen jedoch die Einschätzung nahe, dass sich Goethe den Zwängen sowohl der problematischen Gattung als auch deren politisch-sozialen Entstehungs- und Verwertungszusammenhangs weitgehend zu entziehen wusste und zu nichts weniger als einer „Erneuerung“ (Carl Enders) dieser literarischen Zweckform vorstieß. An dieser Stelle setzt die vorliegende, nach Aufbau, Methode und Darstellungsduktus als akademische Qualifikationschrift identifizierbare, verlags- und reihentypisch im Layout äußerst gediegen gestaltete Studie an.

Nach den notwendigen Begriffsklärungen wird die Feldtheorie des französischen Kulturosoziologen Pierre Bourdieu herangezogen, um den Spannungsbogen von „gesellschaftlicher Opportunität und künstlerischer Originalität“ (S. 34) näher ausleuchten zu können. Die typisierende Skizzierung der historisch-gesellschaftlichen Gegebenheiten und Prozesse, die den empirischen Rahmen der höfischen Gelegenheitspoesie bildeten, erscheint dem Historiker völlig überzeugend. Mehr als dies, nämlich geradezu spannend, liest sich die Beschreibung der „ästhetischen Feldlinien“ und des „pantheistische(n) Gelegenheitsbegriff(s)“ Goethes (S. 58-88). Der Dichterstürm erhob „die Gelegenheitsbindung zum Seinsgrund jeglicher Dichtung“ (S. 81) und lud „Gelegenheit“ pantheistisch zu einer göttlich vermittelten „ausgezeichneten Erkenntnissituation“ (S. 87) auf. Dadurch sah er sich in die Lage versetzt, Gelegenheitsdichtung literaturtheoretisch und ästhetisch völlig neu zu konzipieren. Das zentrale Kapitel 4 ist Fallstudien zur lyrischen Textgruppe, den für Maskenzüge entstandenen Texten sowie den okkasionellen Theatertexten gewidmet. Die jeweiligen Analysen folgen der Chronologie der Textentstehung und beziehen wie vorgesehen den historischen Kontext engstens mit ein, so dass Entwicklungsphasen herausgearbeitet werden können. In der Lyrik sind daher 1775-1786 „ambivalente Neigungen“ zu konstatieren, die von einer Umbruchphase abgelöst werden und 1812-1828 in „kreative Rückgriffe auf das Konventionelle“ münden (S. 89-169). Dass „erst Goethe den Maskenzug als dramatische Gattung in die höfische Repräsentationskunst“ Deutschlands eingeführt hat (S. 169; Goethe brachte diese Idee übrigens aus Italien mit), macht die Besonderheit dieser zweiten Gruppe der Gelegenheitsdichtung aus. Die Verfasserin stellt hier zunächst gewisse „Anfangsschwierigkeiten“ und ein Überwie-

gen von „Höflingspoesie“ fest (S. 181-200), an die sich „der Auftakt zur Literarisierung und zeremoniellem Dichterkult“ schloss (S. 201-219), gefolgt von der Phase der Integration „klassische(r) Literaturpolitik und poetische(r) Staatsgeschäfte“ (S. 220-244). Hier ist die Leistung der Studie hervorzuheben, der heute gegebenen grundsätzlichen Fremdheit und deutlich negativen, weil engstens mit dem höfischen Geschäft verbundenen Einschätzung dieses Genres durch eine nüchterne, verstärkt fachsprachliche Darstellungsweise entgegen gearbeitet und damit ‚objektive‘ Befassung und Urteilsbildung ermöglicht zu haben. Die okkasionalen Theatertexte Goethes waren offenbar enger als seine Lyrik und Maskenzugtexte der bekanntermaßen höchst umbruchreichen Geschichte seiner Zeit verknüpft. Die Autorin zeichnet auf dieser Ebene eher eine Verfallsgeschichte, die sogar in einem Aufführungsverbot gipfelte (S. 244-293). Das etwas ungünstig „Schlußwort“ überschriebene Fazit fasst die Ergebnisse der Studie souverän in mit weiteren Ausblicken angereicherten „historischen Standortbestimmungen“ zusammen (S. 294-306). Im Anhang finden sich ein Verzeichnis von Goethes Gelegenheitsdichtungen für den Weimarer Hof, eine Tabelle der Adressaten dieser Texte, Abdrucke schwer zugänglicher Texte der gleichen Gattung am Württembergischen Hof sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis. Die durchweg auf hohem Niveau argumentierende, methodisch und stilistisch ebenso souveräne, historisch gut informierte Qualifikationsschrift stellt ein vorzüglich gelungenes Stück philologischer Kulturgeschichte dar, das für andere, verwandte Projekte vorbildlich ist.

Wolfgang E.J. Weber

Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Prof. Dr. Christoph Meinel,
Regensburg
(12. Januar 2004)

Naturforschung im städtischen Kontext: Milieus und Stile – Regensburg um 1800

Am Ende des Alten Reichs wurden naturkundliche Themen in Regensburg in unterschiedlichen Sphären verhandelt, die sich durch jeweils besondere Denkstile auszeichneten: Verbunden durch gemeinsame Interessen, Ideale und Normen, doch verschieden nach Herkunft und Stand, sind dies charakteristische Formationen einer Zeit am Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stadt bildete den Raum, in dem diese Trägergruppen des Wissens sich artikulierten und verständigten; denn in den Städten des 18. Jahrhunderts wurde Wissenschaft erstmals zur öffentlichen Angelegenheit. Die physikalischen Kabinette und Observatorien der Klöster, die Salons des aufgeklärten Adels und der Gesandten, die öffentlichen Vorträge, die Naturaliensammlungen von Apothekern oder Pastoren, die Treffen der Botanischen Gesellschaft – das waren die Schauplätze, auf denen die unterschiedlichen Sphären einander begegneten. Dabei ging es nicht allein um den gelehrten Austausch. Es ging auch um Prestige, das sich an bedeutenden Sammlungen, kostbaren Instrumenten oder der Mit-

gliedschaft in Akademien festmachen ließ.

Anhand der genannten Faktoren arbeitete der Vortrag das spezifische Profil der Regensburger Naturforschung heraus und fragte nach den Bedingungen und Funktionen einer Wissenskultur abseits der großen wissenschaftsgeschichtlichen Prozesse.

Gastwissenschaftliche Vorträge im Rahmen des Graduiertenkollegs

Prof. Dr. Andreas Tönnemann,
Eidgenössische Technische Hochschule Zürich.
(10. November 2003)

Bibliotheksbauten - Zur Architektur des Wissens seit der Renaissance

Wissen wird in Bibliotheken nicht nur gespeichert, sondern auch geordnet. Räumlicher Träger solcher Wissensordnungen ist seit etwa 5000 Jahren die Bibliotheksarchitektur, die freilich erst seit dem Beginn der Neuzeit den Typus des selbständigen Bibliotheksbaus ausgeprägt hat.

Der Vortrag entwarf anhand von Beispielen aus Italien, Deutschland, England, Österreich und Frankreich einen Umriss der großen Geschichte europäischer Bibliotheksbauten bis in die Gegenwart. Er verdeutlichte spezifische räumliche und gesellschaftliche Funktionen, die Bibliotheken unter wechselnden historischen Bedingungen zu erfüllen hatten, ging aber vor

allem der Frage nach, welchen Niederschlag zeittypische Vorstellungen von Wissensordnungen in den Formen der Bibliotheksarchitektur gefunden haben.

Prof. Dr. Michael Maurer,
Friedrich-Schiller-Universität Jena
(9. Februar 2004)

Kommunikationskultur des Briefes

Den Rahmen zu diesem Vortrag bildete die Frage: Was ist Kulturgeschichte?

Diese Frage wurde indirekt beantwortet, indem am Beispiel der Briefkultur aufgezeigt wurde, wie sich Kulturgeschichte verstehen lässt.

Dabei standen drei Aspekte im Vordergrund: *Kommunikation*, *Dokumentation* und *Edition*. *Kommunikation*, das meint den dialogischen Charakter des Briefes und das Element des Surrogats, das in der ältesten und dauerhaftesten Definition des Briefes enthalten ist („Artemo-Element“). *Dokumentation*, das ist die Frage nach dem Inhalt überlieferter Briefe. Welche Art von Briefen werden aufbewahrt, wofür dienen sie als Quellen? *Edition* wird aufgefächert in die Teilprobleme Paläographie, Auswahl und Kommentar.

Mit der Darstellung dieser Teilaspekte konnte die Ausgangsfrage, was denn Kulturgeschichte sei, in ihrer ganzen Komplexität erhellt werden.

Stipendiatinnen und Stipendiaten

DoktorandInnen

- Dauser, Regina
Kommunikation und Informationsvermittlung im 16. Jahrhundert – am Beispiel der Briefe des Hans Fugger (1531-1598)
Förderungszeitraum: 1.10.2001 – 30.9.2004
- Fleßenkämper, Iris
Die Select Society in Edinburgh 1754-1764. Soziale Zusammensetzung und kommunikative Praxis
Förderungszeitraum: 1.8.2003 – 31.7.2005
- Harjes, Imke
Figurenbände der Renaissance. Eine intermediale Untersuchung der im deutschsprachigen Raum verlegten Figurenbände von etwa 1530-1600
Förderungszeitraum: 1.12.2002 – 30.11.2004
- Häußermann, Sabine
Albrecht Pfister in Bamberg und die frühe Inkunabelillustration
Förderungszeitraum: 1.9.2002 – 31.8.2004
- Jörgensen, Bent
Die Terminologie konfessioneller Selbst- und Fremdbezeichnung in amtlichen und theologischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts
Förderungszeitraum: 1.1.2003 – 31.12.2004
- Krug, Raphael Matthias
Die Augsburger Steuerbücher im Spätmittelalter (1346-1430) als Medium städtischer Verwaltung
Förderungszeitraum: 1.9.2003 – 31.8.2005
- Lüdke, Christine
Jakob Bruckers Korrespondenz in einem Gelehrten- und Wissensnetzwerk der deutschen Frühaufklärung
Förderungszeitraum: 1.11.2002 – 31.10.2004
- Margraf, Erik
Eine Kulturgeschichte der frühneuzeitlichen Hochzeitspredigt. Historische Kontexte, textuelle Organisation, rituelle Funktion, diskursive Praxis
Förderungszeitraum: 1.6.2002 – 31.5.2004

- Schümann, Nicola
Wissenstransfer im Alten Reich: Der Fränkische Kreistag als Multiplikator
Förderungszeitraum: 1.3.2003 – 28.2.2005
- Stieb, Nicole
Die Vermittlung von Ideen über ‚Nation‘ und ‚Vaterland‘ in der Augsburger periodischen Presse der Aufklärung (1755-1770)
Förderungszeitraum: 1.1.2002 – 30.6.2004
- Zaus, Katrin
Livius-Rezeption im 16. Jahrhundert. Zacharias Mützer und sein Werk ‘Von Ankunfft und Ursprung deß Römischen Reichs’
Förderungszeitraum: 1.10.2001 – 31.3.2003, 1.10.2003 – 30.9.2004

Postdoktorandinnen

- Ganz, Ulrike, Dr. phil. des.
Signaturenlehre und Analogiedenken in der druckgraphischen Kunst der Frühen Neuzeit
Förderungszeitraum: 1.9.2002 – 31.8.2004
- Roth, Udo, Dr.
Literatur und Naturwissenschaft um 1800 im Dialog. Dargestellt am Beispiel der Literarisierung mikrobiologischen Wissens zwischen 1750 und 1820
Förderungszeitraum: 1.1.2004 – 30.9.2004

Kollegiat

- Römmelt, Stefan:
Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg

Promotions- und Forschungsprojekte

In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Didaktisch-wissenschaftliches Feld

Literatur und Naturwissenschaft um 1800 im Dialog. Dargestellt am Beispiel der Literarisierung mikrobiologischen Wissens zwischen 1750 und 1820

Dr. Udo Roth



Zur Person:

Geboren 1967 in Kredenbach. Studium der Germanistik (NdL), Geschichte und Philosophie an der Philipps-Universität Marburg.

1995-1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Neuere deutsche Literatur und Medien der Philipps-Universität Marburg, Mitarbeit an der „Historisch-kritischen Ausgabe der Werke Georg Büchners (Marburger Büchner-Ausgabe)“ (Leitung: Prof. Dr. Burghard Dedner), Lehraufträge.

1999 Promotion über das Thema „Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“.

2000-2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, Herausgabe und Kommentierung der essayistisch-literarischen Schriften des Mathematikers Felix Hausdorffs („Ge-

sammelte Schriften“, Bd. VIII) unter der Leitung von Prof. Dr. Friedrich Vollhardt, seit 2000 Lehrbeauftragter.

Seit Januar 2004 Postdoktoranden-Stipendiat des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“. Arbeitsschwerpunkte: Interaktion zwischen Literatur und Geschichte der Naturwissenschaften seit der Aufklärung, Materialismusstreit und Materialismus als Weltanschauung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts u.a..

Projekt:

Fachlich gliedert sich das Projekt mit dem Arbeitstitel „Literatur und Naturwissenschaft um 1800 im Dialog. Dargestellt am Beispiel der Literarisierung mikrobiologischen Wissens zwischen 1750 und 1820“ in die Neuere deutsche Literaturgeschichte ein. Das interdisziplinäre, an der Schnittstelle zwischen den historischen Wissenschaften (insbesondere der Wissenschaftsgeschichte) und der Literaturwissenschaft angesiedelte Vorhaben geht von folgendem Fragenkatalog aus: In welcher Weise lässt sich ein historischer Kontext als Bezugsfeld modellieren, wenn sich Traditionen stets in einer kaum überschaubaren Vielsträngigkeit mischen? Wie lassen sich Kenntnisse über den Entstehungskontext eines Textes systematisch gewinnen und in einer nicht-reduktiven Weise zur Deutung literarischer Zeugnisse – beispielsweise zur Bestimmung ihrer Semantik, dem Verständnis ihrer Bildlichkeit oder ihrer genrespezifischen Grundmuster – anwenden? Wie wird historisch relevantes Wissen in Texten ‚organisiert‘, um vermittelt oder kommentiert zu werden? Inwieweit stellen die in mikrobiologischen Kontextanalysen gewonnenen Erkenntnisse die aggregierenden Vorstellungen über den Verlauf historischer Prozesse her und in Frage? Und wie kann ein Interpret der geschichtlichen Eigenheit seines Gegenstandes in der – notwendig partialen – Kontextbildung seiner Bedeutungszuschreibung gerecht werden? In welcher Weise kann schließlich nach dem gesellschaftlichen Funktionszusammenhang von Wissens-elementen gefragt werden, die durch Literatur bewahrt, vermittelt oder hervorgebracht werden? Wie verändern sich diese Funktionen – etwa im Konkurrenzverhältnis zur Populärwissenschaft und ihren Medien? Dieser breit gefächerte Katalog soll exemplarisch anhand der Welt des mikroskopisch Kleinen, der naturwissenschaftlichen Erörterungen zu den so genannten ‚Infusionstierchen‘ beantwortet werden. Arbeitshypothese ist hierbei, dass das Interesse am und das Wissen über den Mikrokosmos neben der naturwissenschaftlich fundierten, teilweise populärwissenschaftlichen ‚Belustigung‘ (vgl. etwa August Johann Roesel von Rosenhofs *Insecten-Belustigung*. 5 Bde. Nürnberg 1746–1760 oder Martin Frobenius Ledermüllers *Microscopische Gemüths- und Augen-Ergötzungen*. Nürnberg 1763) und dem individuellen, leichten Genuss (etwa in Form der aus Camera obscura und Laterna magica im frühen 18. Jahrhundert entwickelten und auf Jahrmärkten präsentierten Projektmikroskope, die so genannten ‚Sonnenmikroskope‘) sich auch in der Literatur etabliert. Hierfür ist es notwendig, zunächst eine Liste der

relevanten Texte zu erstellen, um eine repräsentative Auswahl literarischer Werke treffen zu können. Anhand dieses Korpus wird es möglich sein, die je unterschiedlichen Autorintentionen auf der Basis einer Funktionalisierung von Wissen für die Auslegung der Texte zu erörtern. Die traditionelle Form des Kommentars ist hierbei unabdingbar, kann er doch explizites Wissen erläutern – der alte Text mag sich auf Mythologien, vergangene Ereignisse, anthropologische Annahmen oder Wissensformationen beziehen, die der moderne Leser nicht mehr kennt. Hier ist ein Ort, um nach Formen und Funktionen von Popularisierung zu fragen. Der Kommentar wird aber auch, das ist der kompliziertere Fall, präsupponiertes Wissen explizieren, das der Text selbst nicht oder nur indirekt nennt – hinsichtlich der angesprochenen Thematik der mitunter spannende Fall der ‚literarisierten‘ Vermittlung von Wissen, die es zu erschließen gilt.

Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts

Interdisziplinäre Tagung im Rahmen des Graduiertenkollegs *Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur*

Ort: Institut für Europäische Kulturgeschichte, Universität Augsburg

Termin: 9.-11. September 2004

Die Tagung ist der vergleichenden Erforschung europäischer Korrespondenznetze der Frühen Neuzeit gewidmet. Damit sind Briefwechsel gemeint, die durch weiträumig grenzüberschreitende Kommunikation charakterisiert sind. Standen bisher die zentralen Figuren solcher Korrespondenzen – etwa Erasmus von Rotterdam, Henry Oldenburg oder Albrecht von Haller – im Mittelpunkt des Interesses, soll nun auf dem Weg des Vergleichs eine übergreifende Analyse von Netzwerken brieflicher Kommunikation versucht werden. Die Hauptziele werden darin bestehen, im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext die Bedeutung sozialer Verflechtung für Emergenz und Transfer des Wissens zu untersuchen und zugleich Einblick in die Funktionsweise von Korrespondenznetzen als Medien der Vergemeinschaftung und Gruppenbildung über geographische Grenzen hinweg zu erhalten.

Dazu bedarf es eines konkreten Gegenstandes, dessen Kohärenz durch klare thematische Beschränkung gewährleistet werden soll. Die Organisatoren haben sich für den Themenbereich „Botanik und Pflanzentransfer im 18. Jahrhundert“ entschieden. Anhand des Austausches von und über Pflanzen können exemplarisch Funktionsweisen europäischer Korrespondenznetze vergleichend analysiert werden. Ein Motiv, gerade den Pflanzentransfer herauszugreifen, besteht darin, dass auf diesem Gebiet moderner Wissenschaft der Realienaustausch, der während der Frühen Neuzeit im allgemeinen im Zusammenhang mit Korrespondenznetzen gepflegt wurde, eine besonders wichtige Rolle spielte. An diesem Austausch lässt sich zum einen die Verbindung zwischen Kommunikation und der Ordnung von Wissen (botanische Ordnungssysteme: Herbarien, Gärten, Florenwerke usw.) studieren. Zum anderen zeigen sich darin vielfältige Kommunikationsprozesse zwischen 'globaler' Wissenschaft und 'lokaler' Gesellschaft, namentlich bei den Bemühungen, Pflanzen gesellschaftlich nutzbar zu machen (Medizin, Agronomie, Gewerbe usw.).

Die Tagung verbindet Vorträge zu einzelnen Korrespondenznetzen mit Vorträgen zu Kultur-, Medien- und Wissenschaftsgeschichte, die dazu dienen sollen, Briefwechsel in größeren historischen Zusammenhängen zu sehen. Besonderes

Anliegen der Veranstaltung ist darüber hinaus die Diskussion und Erprobung methodischer Herangehensweisen an Korrespondenznetze. Dazu ist als gesonderter Teil der Tagung ein eigener Workshop vorgesehen, der sich mit der Netzwerkanalyse als Verfahren zur Darstellung und Interpretation von Beziehungsnetzen beschäftigt. Die Leistungsfähigkeit und der Ertrag der Netzwerkanalyse bei der Erforschung von Briefwechseln sollen auf der Basis vorab verteilter Texte und kurzer Präsentationen von Experten diskutiert werden.

Daraus ergeben sich drei verschiedene Programmbereiche:

- Präsentation einzelner Korrespondenznetze (ca. 10 Referate)
- Kultur-, medien- und wissenschaftsgeschichtliche Rahmenvorträge (ca. 5 Referate/Abendvorträge)
- Methodischer Workshop zur Netzwerkanalyse

Die Tagung wird im Rahmen des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ (Sprecher: Prof. Dr. Johannes Burkhardt; stellvertretender Sprecher: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber) am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg ausgerichtet. An der Organisation beteiligt sind Regina Dauser (Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“), Stefan Hächler (Forschungsprojekt Albrecht Haller, Universität Bern), Dr. Michael Kempe (Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt a.M.), Dr. Franz Mauelshagen (Universität Zürich) und Dr. Martin Stuber (Forschungsprojekt Albrecht Haller, Universität Bern).

ANSCHRIFTEN DER AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. des. Meinrad von Engelberg
FB 15 Architektur
FG Kunstgeschichte
TU Darmstadt
El-Lissitzky-Str. 1
64287 Darmstadt

Prof. Dr. Dietrich Erben
Kunstgeschichtliches Institut
Ruhr-Universität Bochum
Gebäude GA
Universitätsstraße 150
44801 Bochum

Sabine Häußermann M.A.
Imhofstraße 84
86159 Augsburg

Dr. Anke Sczesny
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg